Nordische Zukunft

Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



FOLGE 3/4 — 17. JAHRGANG 1991

Ende und Anfang

Auch nach uns werden Sterne scheinen,
Wird sich im Kreis die Erde dreh'n
Und über uns're Gräberreihen
Geschlechter um Geschlechter geh'n.

Wir sind das Glied nur in der Kette,
Die aus der Urzeit Dämmerwelt
Weit in die ferne Zukunft reicht
Und Tag und Tod umschlossen hält.

Mag unser Leben auch vergeh'n,
So wollen wir nicht wehsam klagen,
Wir wollen in die Ewigkeit
Den göttlich reinen Funken tragen.

Erich Schütterle von der Bruck

Bockwindmühle zur Entwässerung des Polders. Die erste holländische Windwassermühle wurde 1408 von Floris van Alkemade und Jan Grietenzoon bei Alkmaar errichtet.

Allnordische „Utopien"

Von Hans F. K. Günther

Vorbemerkung: Dr. Hans F. K. Günther hat der „Sonne" diesen Beitrag mit folgenden Worten übersandt: „Man hat mich in letzter Zeit öfters befragt, wie ich mir denn die politische Verwirklichung des Allnordischen Gedankens vorstelle, den ich in einem meiner Bücher einmal gestreift habe. Es ist m. E. reichlich frühe, hierüber irgend etwas auszuführen, denn an die Verwirklichung des Allnordischen Gedankens könnte von uns Deutschen aus doch erst dann gedacht werden, wenn 1. der Nordische Gedanke die vorwiegend nordischen gesunden Menschen aller deutschen Stämme und Stände hinreichend durchdrungen hätte, und wenn 2. die außerdeutschen Staaten in gleicher Weise vom Nordischen Gedanken durchdrungen wären. Um aber den Fragern doch gewisse Andeutungen zu geben, in welcher Weise ich mir eine Durchführung des Allnordischen Gedankens am ehesten denken könnte, habe ich die mitfolgenden Zeilen entworfen — die übrigens der besseren Einsicht desjenigen besseren Kenners politischer Zusammenhänge, der nur eben auch den Frieden der Völker germanischer Sprache unter sich will, keineswegs vorgreifen sollen." Der Aufsatz von Dr. Günther gewinnt im Zusammenhang mit dem von R. Viergutz „Rasse und Staatsformen" über europäischen Zusammenschluß an Bedeutung. Der Schriftleiter

In seinem Vortrage beim 5. Internationalen Kongreß für Vererbungswissenschaft zu Berlin 1927 hat Alfred Ploetz auch das Verhältnis von Erbgesundheitspflege und äußerer Politik der großen Mächte gestreift. Dabei hat er ausgeführt: „Nur eine solche pazifistische Bewegung wird im ganzen Volke Fuß fassen und etwas leisten können, die heiße Vaterlandsliebe mit ihren Idealen vereinigen kann und die ihr Stolz vor jeder internationalen Liebedienerei bewahrt. Am aussichtsreichsten erscheinen mir feste Dauerbünde einzelner großer Staaten, die durch ihre vereinigte Macht jeden Krieg verhindern oder im Keim ersticken können. Geeignet dazu sind vielleicht die Staaten germanischer (also nicht nur deutscher) Zunge; das würden sein Großbritannien mit Kanada, Australien und Südafrika, die Vereinigten Staaten, Skandinavien, Holland und die deutschsprechenden Staaten. Die sprachliche und Charakterverwandtschaft dieser Völker, die wohl, außer wenigen anderen Völkern, die höchststehenden Rassenelemente enthalten, scheint mir von allen großen Staatenbünden noch der am wenigsten utopische zu sein. Aber auch so wenig heute und in nächster Zeit von einer Verwirklichung die Rede sein kann, so sollte doch angesichts der Tatsache, daß die modernen Kriege immer wieder etwaige rassenhygienische Gewinne vernichten und den Geburtenrückgang der Begabten noch verhängnisvoller machen, alles aufgeboten werden, um die Idee eines solchen Staatenbundes unter ihren Bevölkerungen zu verbreiten." —

Diese Worte des großen Erbgesundheitsforschers könnten ebenso auch von einem Vertreter des Nordischen Gedankens gesprochen worden sein. Nachdem sich gezeigt hat, daß jeder Krieg und der Krieg unserer Zeit am umfassendsten zur Gegenauslese der Nordischen Rasse innerhalb aller am Krieg beteiligten Völker beiträgt, muß die Nordische Bewegung versuchen, in den Völkern mit dem größten nordischen Einschlage ein Bewußtsein dieser Lage zu schaffen. Was zu verhindern ist, das ist vor allem ein Krieg der an nordischem Blute noch reichsten Völker gegeneinander. An einem solchen Kriege können nur die an nordischem Blute ärmsten Völker ihren heimlichen oder lauten Gefallen haben, und die „Früchte des Sieges" wür-

den immer nur denjenigen Erbstämmen des „siegenden" Volkes zufallen, welche infolge ihrer Erbanlagen durch die Siebung des Krieges hindurch gekommen sind. Im lebensgesetzlichen (biologischen) Sinne Sieger bleibt im verlierenden wie im gewinnenden Volke nur immer der den Krieg überlebende, während des Krieges schon sich fortpflanzende Volksteil, zumal der, welcher, ob das Volk verliert oder gewinnt, sich bereichert und für den dann auch eine höhere Kinderzahl ohne Überlastung möglich wird. Aus solchen Erwägungen heraus wird jede Erbgesundheitspflege und Rassenpflege „pazifistisch" sein, pazifistisch in genau dem Sinne, den Ploetz angegeben hat.

Die Nordische Bewegung wird aber auch das Ziel eines Bundes der Völker germanischer Sprache verfolgen, das Ploetz gewiesen hat. Dieser Staatenbund würde die Bewahrung des Friedens der an nordischem Blute noch reicheren und reichsten Völker bedeuten, zugleich eine solche Macht, daß die übrigen Staaten und Staatenbünde mit ihm zu rechnen hätten. Daß Ploetz mit seinem Vorschlage sich nicht aus der gegebenen Wirklichkeit verloren hat, zeigt er mit den Worten an, daß ein solcher Bund der „mindest utopische" sei. Dies gänzlich zugegeben, bleibt es für die Nordische Bewegung doch eine Aufgabe, nach den Möglichkeiten zur Verwirklichung eines solchen Bundes zu suchen, eine weitere Aufgabe, in den nichtdeutschen Völkern Männer zu suchen, welche ihren Volksgenossen auf Grund lebensgesetzlicher und rassenkundlicher Einsicht einen solchen Allnordischen Friedensgedanken nahe zu bringen gewillt sind und vermögen. Das letzte Ziel wäre nicht nur ein politisch zweckmäßiger Bund der Völker germanischer Sprache, sondern die Anbahnung herzlichen gegenseitigen Einverständnisses dieser Völker, die sich gegenseitig ja so viel Werte zu geben haben, wenn in ihnen nur einmal die nordische Seele wieder leitend geworden ist.

In dem germanischen Holland wird man auf ein Erwachen des Nordischen Gedankens wahrscheinlich noch längere Zeit warten müssen. Zwar sind einzelne Holländer zum Nordischen Gedanken vorgedrungen, aber der holländische Volksgeist an sich hat durch die geistige Entspannung, um nicht zu sagen Erschlaffung, welche Holland seit etwa dem 18. Jahrhundert kennzeichnet, viel von dem frischen vordringenden Mute des alten Holländertums verloren und ist dadurch für die Aufnahme eines so umstürzenden Gedankens wie des Nordischen Gedankens eher noch weniger geeignet als die Durchschnittsbewohner der anderen Staaten germanischer Sprache. Man kann immerhin erwarten, das der frische, sich mutig regende Großniederländische Gedanke, der alle Niederfranken (Holländer, Vlamen und südafrikanische Buren) wieder zu einer Gesittungsgemeinschaft verbinden will, schließlich ganz von selbst in den Rassen- und Auslesegedanken einmünden wird. Diese Großniederländische Bewegung wäre aber damit zugleich um so eher fähig, den Allnordischen Gedanken aufzufassen, als sie ja niemals politisch werden kann und an eine Einmischung in die britische Politik um der Burenbevölkerung willen nie gedacht hat. Es handelt sich um eine rein geistige Bewegung, die darum, wenn sie sich mit dem Nordischen Gedanken erfüllen sollte, den Weg zum allnordischen Eintrachtsgedanken leicht finden wird.

Viel lebhafter als in Holland regt sich ein germanisches Empfinden bei den Vlamen Belgiens. Krieg und Nachkriegszeit haben diese durch viel Leiden wieder ihr Volkstum finden lassen, zugleich ihr Germanentum und den Gegensatz zum seine „Siege" feiernden Romanentum, von dem der Staat Belgien in einer für die Vlamen unheilvollen Weise durchdrungen ist. Das hat die „Sonne" mehrfach dargestellt. Das Empfinden für sein Volkstum, d. h. sein germanisches Volkstum, ist für den Vlamen heute schon so stark, daß er sich nicht mehr vorstellen kann, ein zweites Mal seine Besten zum Kampf gegen das stammverwandte Deutschtum und dessen Beste vorzusenden oder vorsenden zu lassen. Das zeigt das Bekränzen der deutschen Kriegergräber durch die vlämischen Frontkämpfer und die deutliche Antwort, welche diese den welschgesinnten Belgiern gegeben haben, als diese darüber zetern wollten. Wird das Volkstumsempfinden der Vlamen nun noch vom nordischen Rassenempfinden durchdrungen und vertieft, so muß ja gerade dieser Volksstamm zum besonderen Befürworter des Allnordischen Friedensgedankens werden, denn von der Eintracht der Völker germanischer Sprache hat er seine beste Zukunft zu erhoffen.

Von uns Deutschen aus gesehen, wird sich ein gutes Einvernehmen mit Schweden ohne nennenswerte Schwierigkeiten ergeben, bestehen doch schon freundschaftliche Bande zwischen manchem Schweden und Deutschen und hat doch der Nordische Gedanke eben begonnen, diese Freundschaften zu vertiefen. Es handelt sich dabei um unbedeutende Anfänge, aber doch um Anfänge. — Etwas schwieriger ist die Lage gegenüber Norwegen, das bis etwa 1923 über Deutschland so dachte, wie übermächtige englische Kreise es wollten. Das nichtnordische Benehmen mancher deutscher Sommerreisender in Norwegen trägt dazu bei, daß viele Norweger wenig Verständnis für Deutschland haben. Die neue Gründung einer Deutsch-norwegischen Vereinigung, welcher der bekannte norwegische Erbgesundheitsforscher Mjöen angehört, könnte die Beziehungen in manchem freundlicher gestalten, wenn in dieser Vereinigung solche Deutsche mitbestimmen, die das nordische Deutschtum in bester Weise vertreten. Norwegen nähert sich jedenfalls wieder einem besseren Verständnis des Besten im deutschen Geiste und Volkstum und wird, entsprechend belehrt, d. h. von eigenen Volksgenossen belehrt, es an Verständnis für den Nordischen Gedanken schließlich nicht fehlen lassen.

Minder einfach liegen die Verhältnisse gegenüber Dänemark. Geschichtliche Ereignisse haben die beklagenswerte Lage ergeben, daß eben die besten Deutschen und die besten Dänen sich gegenseitig bekämpfen zu müssen glauben, und der Kampf geht um die Grenzziehung zwischen deutschem und dänischem Gebiete. Es gibt Dänen, die womöglich ganz Schleswig-Holstein „wiederhaben" wollen, wie sie die Lage in unrichtiger Beurteilung einer früheren Personalunion der beiden Herzogtümer mit dem dänischen Königshause (nicht also mit dem dänischen Staate) bezeichnen. Diese dänische Minderheit habe ich vor einiger Zeit auf schwedischem Boden von einem bekannten dänischen Hochschullehrer mit Lächeln erwähnt gehört. Es gibt Deutsche, darunter allerbeste Deutsche, welche die alte Grenze wiederhergestellt sehen wollen. Im ganzen sind es Deutsche des älteren Geschlechts, welche wohl

„national" zu denken gelernt hatten, ja Stützen des „nationalen" Gedankens waren und sind, aber noch nicht vom völkischen Gedanken erfaßt worden sind. Dieser aber will jedem Volke in freiem Selbstbestimmungsrecht sein Volkstums- und Sprachgebiet womöglich in reinster Sonderung zuerteilen. Für ihn kann es zwischen Dänen und Deutschen nur eine aus einer freien, von beiden Völkern gewollten Abstimmung hervorgehende Grenze geben. Und dies allein kann auch von der Nordischen Bewegung gewollt werden, wobei es sich besonders glücklich trifft, daß der Wunsch nach einem frei zu betätigenden Selbstbestimmungsrecht der Völker zugleich die beste deutsche Politik überhaupt ist und sein wird. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß sich in Dänemark, besonders bei dem jungen Geschlechte, die Einsicht immer mehr durchsetzen werde, daß die Anbahnung einer freien Abstimmung der Grenzbevölkerung, durchgeführt zu einem von beiden Völkern gewünschten Zeitpunkte, das beste Mittel zur Herbeiführung eines wünschenswerten dänisch-deutschen Einverständnisses sein wird. An der dänisch-deutschen Aufgabe, die beiden Völkern gestellt ist, wird vielleicht einmal ein Beispiel gegeben werden können, wie zwei germanische Brudervölker ihren Zwist in nordischem Geiste lösen können. Voraussetzungen sind dabei nordisch-gerichtete Regierungen in beiden Ländern. Die Lösung dieser Aufgabe wird für das Zustandekommen des von Ploetz angegebenen Staatenbundes insofern wichtig sein, als sowohl Schweden wie Norweger, soweit ihnen überhaupt an gutem Einvernehmen der Skandinavier mit den Deutschen gelegen ist, mit schmerzlicher Empfindung die noch ungeheilte deutsch-dänische Wunde sehen. Über die deutsch-dänische Grenze führt der Weg zu einer dauernden Freundschaft der Deutschen mit den drei skandinavischen Völkern. Heute steht es leider so, daß sowohl von Berlin wie von Kopenhagen aus gerade sehr unnordische Kreise und Mächte, mögen sie auch von allerlei Pazifismus reden, eine deutsch-dänische Einigung nicht gerne sähen. In beiden Völkern regen sich aber unter den Jungen Kräfte, die erkannt haben, daß die deutsch-dänische Grenze keine Trennungsgrenze sein dürfe, sondern eine Verbindungsgrenze werden solle. Es gibt glücklicherweise zwischen Deutschland und Dänemark keine Lebensfragen, die die gerechteste Lösung politischer Schwierigkeiten etwa so unmöglich machen würden, wie anscheinend eine Lösung der deutsch-polnischen Fragen. Zieht man zwischen deutschem und dänischem Volkstum die bestmögliche Grenze, so wird diese Grenze mit der Zeit überhaupt nahezu unmerklich werden. Deutsche und Dänen haben früher in Kriegen gegenseitig zur Ausmerze ihrer besten Erbstämme beigetragen — nicht wegen irgendwelcher Lebensfragen, sondern wegen weltgeschichtlicher Mißverständnisse. Wo aber zwischen Völkern keine Lebensfragen liegen, wer könnte da wohl Zwist wünschen? Doch höchstens die Börsenkreise, die am Völkerzwist immer gut verdient haben. —

Zwischen Deutschland und den skandinavischen Völkern ist bei beiderseitigem gutem Willen und gar nach Einsicht in die rassenkundlichen Zusammenhänge ein nahes oder doch näheres Verhältnis ohne Schwie-

rigkeit herzustellen. Viel schwieriger liegen die Dinge dem Britischen Reiche gegenüber, ohne das doch ein Germanischer Staatenbund nicht die weltpolitisch notwendige Macht hätte. Der Nordische Gedanke mag sich in England regen, ja er regt sich tatsächlich da und dort; aber dessen Allnordische Folgerungen, d. h. der Gedanke des Friedens der Völker germanischer Sprache untereinander und dessen Vorbedingungen — das sind Vorstellungen, wie sie der Durchschnittsengländer mindesten einstweilen nicht fassen kann und nicht fassen will. Man kann es in aller Kürze so ausdrücken: „der" Engländer wird erst dann allnordisch denken lernen, wenn der Allnordische Gedanke zugleich gute britische Politik ist. Solche Erwägungen des Nutzens des Allnordischen Gedankens würden sich entsprechend allgemeinmenschlicher Veranlagung bei allen beteiligten Völkern regen, bei den Engländern nach Veranlagung und Geschichte am meisten, hat doch diese gesunde Selbstsucht das Britische Reich mit aufrichten helfen und ist sie doch in vielem ein Ausdruck nordischen Wirklichkeitssinnes — in vielem, nicht in allem, denn britische Politik ist zu einem Teil angelsächsische Politik, zum anderen die des Internationalen Leihkapitals. Auch dies gilt für andere Völker in jeweils anderer Weise, aber heute besonders für England und Nordamerika. Nun werden es aber diejenigen, die heute noch nicht zu den Alten gehören, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erleben, daß sich in England und an England die weltpolitischen, vor allem weltwirtschaftlichen Erscheinungen auswirken werden, die auch Inge in seinem Buche „England" nicht übersehen hat. Je mehr die außereuropäischen Staaten selbst Industrien ausbauen, desto mehr werden die europäischen Staaten ihre Industrien abbauen müssen, besonders aber England. Gelingt es Deutschland, bis dahin seinen Bauernstand nicht nur zu retten, sondern erbgesundheitlich und rassisch zu heben, so wird dann ein neues Gedeihen Deutschlands beginnen. England aber hat seinen Bauernstand zum größten Teile geopfert. Diese Verhältnisse, dazu der fortschreitende Geburtenrückgang, werden für die europäischen Staaten inner- und außerpolitische Folgen haben, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Jedenfalls aber wird England binnen eines Menschenalters durch allerhand Machtverschiebungen für den Allnordischen Gedanken „reif" werden. Um so besser, wenn inzwischen der Allnordische Gedanke schon von vielen einzelnen Engländern innerlich erfaßt worden sein wird!

Im Falle Englands kommt noch dies hinzu oder dies besonders hinzu: die heutige englische Politik ist nur noch zum Teil angelsächsische Politik, zum anderen Teil Politik des internationalen Leihkapitals. Das heutige englische Leben vom Familienleben an bis zum Staatsleben und zur öffentlichen Meinung ist zu so großem Teile vom Geiste des internationalen Leihkapitals beherrscht, daß der Augenblick nahe scheint, wo einzelne angesehene Männer in England dies offen aussprechen werden. Bisher nämlich waren gerade die besten Engländer einfach zu stolz, um nur sich selbst gegenüber einzugestehen, daß das Britische Reich ja gar nicht mehr das Reich der Angelsachsen ist, daß z. B. das englische Oberhaus, ehemals die bestgezüchteten nordischen Männer umfassend, heute nur noch sehr

wenige Vertreter nordischer Rasse und echten Engländertums aufzuweisen hat. Endlich wird wie in den anderen Völkern germanischer Zunge so auch in England die Besinnung kommen: Was hülfe es einem Volke, die Erde zu gewinnen, wenn es dafür seine besten Erbstämme opferte? — Die Anbetung der großen Zahl, die das ganze 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein beherrscht hat, fängt an, den Besten in allen Völkern recht fragwürdig zu werden. Immer mehr Menschen erkennen, daß das Ziel aller menschlichen Bestrebungen doch endlich einmal der Mensch selbst sein müsse, d. h. dessen Vervollkommnung auf dem Wege der Auslese. Es sind geistige Strömungen entstanden, die auch in dem so oft selbstzufriedenen Inselreiche England zu einem Verstehen des Nordischen Gedankens und seiner Folgerungen hinleiten müssen. Wer aber sowohl in England wie in Deutschland Haß säen will zwischen diesen beiden Völkern und Staaten, der sät den Krieg, der durch Ausmerze der besten abendländischen Erbstämme das ganze Abendland — denn die wenigen Millionen Skandinaviens können eben weltpolitisch nicht zählen — der Nachkommenschaft der „Kleingearteten" überlassen wird.

Die Vereinigten Staaten zeigen ein mehr nordisch gerichtetes politisches Kraftfeld in Washington, ein mehr vorderasiatisch gerichtetes in Newyork, dem Mittelpunkt der Macht des internationalen Leihkapitals. Vom Ausgang dieses inneren Zwistes, der nach außen kaum vernehmbar wird, hängt es ab, ob die Vereinigten Staaten sich einem bildenden Bunde der Völker germanischer Sprache anschließen würden, ob nicht. Es kann eines Tages auch vom Ausgang dieses Zwistes abhängen, ob die Politik der Vereinigten Staaten ein Einverständnis der Völker germanischer Sprache überhaupt zulassen wird.

Dieses Einverständnis anzubahnen, so anzubahnen, daß mit ihm auch immer das Wohl des eigenen Volkes und Staates verbunden ist — denn auf die Dauer erhält sich im Völkerleben nur das, was zugleich meßbaren Nutzen bringt — das wird eine der Aufgaben derjenigen Allnordischen Bestrebungen sein, die dann einsetzen sollten, wenn in den Einzelvölkern feste nordische Volkskerne geschaffen sind. So ist der Allnordische Gedanke vorerst eine „Utopie", besonders für die aus dem anderen Lager. Aber auch hier wird eine Entwicklung sich vollziehen, die der bekannte schwedische Erbgesundheitsforscher Lundborg kürzlich in der „Sonne" als „unentrinnbar" bezeichnet hat.

U R V E R T R A U E N

Ein Wikingerschiff auf dem Wege von Island nach Grönland gerät in eine Nebelbank und treibt tagelang orientierungslos im Nichts. Aber in der Mannschaft bricht keine Verzweiflung aus, keine Hoffnungslosigkeit. Irgend etwas in der Seele dieser Männer gibt ihnen bleibenden Halt, eine unbewußte Zuversicht, daß sie nicht unversehens über die Kante der Welt kippen, sondern doch irgendwo landen, an Land gehen werden. Besonders stark lebt diese Zuversicht in dem Häuptling, der sie anführt und Vertrauen ausströmt, ein Vertrauen, das im Unterbewußtsein verborgen, besser: geborgen bleibt, das angeboren zu sein scheint.

Oder: Fridtjof Nansen und sein Schicksalsgefährte, Leutnant Johansen überlebten zu Anfang unseres Jahrhunderts, auf der Rückkehr von dem vergeblichen Versuch, den Nordpol mit Schlitten und Hunden zu erreichen, zwei Jahre im Eis der Arktis. Nachdem der letzte Hund geschlachtet, die Schlitten auf Kajaks verladen waren, geschah es einmal, daß diese Kajaks mit der gesamten Ausrüstung sich von der Eisscholle, auf der sich die beiden aufhielten, lösten und aufs offene Meer hinaustrieben. Das war wie ein Todesurteil. Nansen sprang ins Wasser, dessen Temperatur ein wenig über dem Gefrierpunkt lag, und versuchte schwimmend mit erstarrenden Gliedern die Boote zu erreichen. Mit letzter Kraft, nach unsäglicher Quälerei gelang es ihm schließlich. Was gab ihm die Gewißheit, daß er es schaffen würde, und damit die Kraft und Ausdauer?

Oder: Die Besatzung einer Raumkapsel, die auf dem Mond gelandet ist, schickt sich an, zum Mutterschiff, der Endstufe der Mondrakete zurückzukehren, von der Mondoberfläche abzuheben. Wird die Ankopplung gelingen? Und wenn, wird die Heimkehr zur Erde gelingen? Der Möglichkeiten, sie zu verfehlen, sind viele. Der heimatliche Planet, der die vertrauten Landschaften, der die Familien der Männer trägt, erscheint in dem unendlichen, tiefschwarzen Raum so winzig klein wie ein Groschenstück. Werden sie ihn je wieder erreichen? Das Unterbewußtsein sagt ja und läßt sich von den berechtigten Zweifeln des wissenschaftlich geschulten Verstanden nicht beirren. In dieser Hinsicht geht es den Astronauten wie einst jener Wikingermannschaft. Sie denken nicht nach über das,was ihnen diese Zuversicht auf eine geglückte Heimkehr gibt. Das wäre auch nicht gut, man könnte das Vertrauen zerdenken und es damit verlieren.

Oder ein näher liegendes Beispiel, das viele von uns schon selber erlebt haben: man ist lebensgefährlich erkrankt oder verletzt und <u>weiß</u> um den Grad der Gefährdung. Die Krise steht noch bevor. Und dennoch gibt man nicht auf. Ein unbestimmtes Gefühl ist da, daß es gut gehen, daß man <u>trotz allem</u> durchkommen und wieder gesunden wird. Auch in diesem Falle wäre es nicht gut, sich dieses unbewußte Gefühl ins Bewußtsein zu rufen, es mit dem Verstand zu hinterfragen. Man könnte es dabei verlieren und der blanken Angst ausgesetzt sein. <u>Damit</u> aber würden sich die Aussichten auf Durchkommen und Gesunden entscheidend verringern.

Was für Erkrankung und Verletzung des Einzelnen gilt, gilt auch für die Überlebensgefährdung auf der Erde allgemein. Die Hoffnung, daß wir alle der verschiedenen Bedrohungen des irdischen Lebens, von denen wir täglich hören, doch noch rechtzeitig Herr werden, sie in den Griff bekommen werden, ist zuletzt ebenfalls im Unterbewußtsein begründet und sollte dort auch geborgen bleiben. Die Gefahren selbst allerdings müssen wir uns natürlich sehr bewußt machen, um uns jeder von ihnen erwehren, sie nach Möglichkeit noch stoppen zu können. Nur die Quellen unserer Zuversicht, unserer Hoffnung sollten wir nicht analysieren. Wir könnten ihrer verlustig gehen und anstatt Urvertrauen plötzlich einer Urangst ausgesetzt sein, die uns an sich, als solche schon umbringen kann.

Bei gewagten Unternehmungen aller Art spielt die innere Sicherheit, daß es gelingen werde, eine entscheidende Rolle. Zuweilen bereitet dieses Sicherheitsgefühl geradezu einen inneren <u>Genuß</u>, den man sich mit immer neuen Wagnissen stets wieder zu verschaffen sucht. Ich habe junge Bergsteiger kennengelernt, die absichtlich mit einem schadhaften Seil zum Klettern gingen. Ich weiß nicht, was sie mehr genossen,

den Kitzel der Todesgefahr oder eben diese unbewußte Zuversicht, daß sie heil davonkommen würden. Ich habe sie danach nicht gefragt. Das ist ein tabu.

*

Urvertrauen ist also eine im Unterbewußtsein verankerte Gewißheit, daß Gefährdungen jedweder Art überwunden und überstanden werden, daß riskante Unternehmungen gelingen werden. Ruft man sich solche inneren Gewißheiten ins Bewußtsein, so werden sie verletzlich. Das gilt jafür alle instinktiven oder intuitiven Regungen. Sie vertragen das Bewußtwerden nur schlecht, und eine verstandesmäßige Analyse gar nicht. Beispiele aus dem unbeeinflußten Erleben von Kunstwerken und für die Zerstörung dieses unmittelbaren Erlebens durch ein Systematisieren und Analysieren, mithin durch "ausgedachte" Spekulationen, sind leider im heutigen Schulunterricht allgemein zu beobachten. Ist es nicht pervers, im Deutschunterricht ein lyrisches Gedicht schematisch analysieren zu lassen? Muß da nicht das wesenhaft Lyrische, das in tiefster Seele Ergriffensein, auf der Strecke bleiben? Wird dabei nicht über das Erlebnis des einzelnen Kunstwerkes hinaus auch die Erlebnisfähigkeit überhaupt erstickt? Zufall oder Absicht? Ist das nicht Seelenmord?

Ebenso läßt sich auch die angeborene Fähigkeit zum Urvertrauen, zu jener inneren Sicherheit aus dem Unterbewußtsein systematisch unterminieren, durch rationales Hinterfragen in Unsicherheit, ja, in Ängstlichkeit verwandeln. Eine der bewährten Methoden dazu ist die Psychoanalyse. Caspar von Schrenck-Notzing hat das in seinem Buch "Charakterwäsche", in dem er die Planung der Umerziehung enthüllt, ausführlich und überzeugend dargelegt. Die Freud'sche Psychoanalyse stellt ja einen gewaltsamen Einbruch in die Intimsphäre des Behandelten dar, verletzt die Schamhaftigkeit und zerrt Dinge ins Bewußtsein, die eigentlich, von Natur aus im Unterbewußtsein bleiben und von dort aus intuitiv wirken sollten. So lassen sich von innen her Charaktere, Wesenheiten zerstören. Und das geht uns besonders an.

Denn die Veranlagung zum Urvertrauen ist unserem nordeuropäischen Menschenschlag, sowohl der fälischen als auch der nordischen Rasse in besonderem Maße zu eigen. Sie zu ersticken oder schon beim Kleinkind gar nicht erst zur Entfaltung kommen zu lassen gehört daher zur Strategie jener langfristigen psychologischen Kriegsführung, der wir nach wie vor ausgesetzt sind, auch wenn die Waffen ruhen und sogenannte Friedensverträge ausgehandelt werden. Der psychische Krieg mit dem Ziel, unser Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl zu zersetzen, geht unaufhörlich weiter.

Christa Mewes hat nachgewiesen, welche Bedeutung der unmittelbare Hautkontakt der Mutter mit dem Säugling in den ersten Wochen und Monaten hat, daß hier die spätere Entwicklung der Gemütskräfte, des Seelenlebens entscheidend vorgeprägt wird. Das gilt natürlich auch und besonders für den Gegenstand unseres Themas, für das Urvertrauen. Und daraus ergibt sich, wo und wie dieses Urvertrauen schon im Keime erstickt werden kann. Man braucht nur Mutter und Kind möglichst früh voneinander zu trennen, um einen künstlichen Autismus, die Verweigerung des Kontaktes zur Mitwelt zu erzeugen, ein Verhalten, in dem an Stelle des Vertrauens die Abwendung tritt.

Wenn heute stets und ständig von "Angst" oder von "Ängsten" gesprochen wird, so soll damit zunächst einmal von den tatsächlichen tödlichen Bedrohungen abgelenkt werden. Der Widerstand gerade der lebensbejahenden Kräfte gegen die Zerstörung aller Lebensgrundlagen in Nahrung, Boden, Landschaft, Wasser und Luft wird bewußt als Ängstlichkeit diffamiert. Darin liegt Methode von seiten der Betreiber und derjenigen Politiker, die den Betreibern hörig sind. Doch davon abgesehen wird eben - auf anderer Ebene - auch bewußt und absichtlich Unsicherheit, Ängstlichkeit hervorgerufen und die Entfaltung des angeborenen Urvertrauens verhindert. Denn starke, sicher in sich ruhende Persönlichkeiten sind den Regierenden,

die sich durch solche Persönlichkeiten ständig entlarvt fühlen, unbequem und unerwünscht.

Um so glücklicher ist der zu preisen, dem von klein auf bis in sein hohes Alter der kostbare Schatz ungebrochener innerer Sicherheit, des unbewußten Vertrauens zum Fortgang des Lebens erhalten blieb, an dem alle Versuche, ihm dieses Urvertrauen wegzuanalysieren, zu zerreden, gescheitert sind. Ihm ist es möglich, seine intuitive Zuversicht auch auf andere, weniger gefestigte Charaktere zu übertragen, und das heißt: eine echte Führungsrolle zu übernehmen, die nicht lediglich auf Arroganz und Selbstüberschätzung beruht. Denn wirkliche Führung setzt eben jene unbewußte innere Sicherheit, das Vertrauen in eine heilsame Zukunft voraus. Hier liegt die wesenhafte Bedeutung des germanischen Heilsbegriffes, der "Hamingja", hier hat das Heil der Führenden seine eigentliche Wurzel. Auch das Gefolgschaftsverhältnis der "Huld", auf das uns Henning Fikentscher wieder hingewiesen hat, beruht auf diesem gegenseitigen Vertrauen zwischen Führendem und Geführten. Beide tragen in ihrem Unterbewußtsein die Gewißheit, sich unbedingt aufeinander verlassen zu können. Darüber muß nicht erst gesprochen werden. Es ist eine tief sitzende Selbstverständlichkeit.

Im Mittelpunkt dieses wechselseitigen Vertrauensverhältnisses der echten Gefolgschaft, eben der Huld, steht die Treue. Vertrauen und Treue bedingen einander. Nur dem Treuen darfst du trauen. Aber Voraussetzung dafür, daß andere sich auf dich verlassen können, ist eben, daß du dich instinktiv fest auf dich selber verlassen kannst, daß du deine eigene unbewußte Selbstsicherheit auf andere ausstrahlst. Diese Art von Selbstsicherheit ist das Gegenteil von Arroganz. Arroganz verdeckt ja nur verborgene Minderwertigkeitskomplexe. Beobachten Sie daraufhin allabendlich im Fernsehen die dort auftretenden Politiker, sei es in den Nachrichten, sei es in den oft sehr aufschlußreichen sogenannten Talk-shows. Zur Schau gestelltes Selbstbewußtsein ist nicht echt, ist eben nur Schau im Sinne von show (s-h-o-w) im amerikanischen Stil. Sie hat nichts mehr mit Urvertrauen zu tun, im Gegenteil, sie enthüllt sein Fehlen, für Kenner rasch erkennbar. Und die Nichtwähler - inzwischen 33 % - wittern das.

Wem die Ausstrahlungskraft des unbewußten starken Selbstvertrauens aber fehlt, der kann auch nicht führen, kann niemandem Vorbild oder Leitbild sein, kann Verantwortung weder übernehmen noch tragen. Das erleben wir täglich, jahraus und jahrein. Eine so gefestigte Persönlichkeit, wie etwa Fridtjof Nansen es war, zuletzt noch in den zwanziger Jahren als Flüchtlingskommissar des Völkerbundes, ist weit und breit nirgends mehr zu finden. Deswegen versucht man ja auch, ihn zu vergessen und - sogar bei der norwegischen Schuljugend - vergessen zu machen. Man erträgt den Vergleich mit einem so starken Charakter nicht mehr.

Abschließend sei die Frage gestellt, ob sich denn etwas zur Stützung, zur Pflege, auch zur Erholung des Urvertrauens tun läßt, allen zerstörerischen Absichten der Umerzieher entgegen. In jedem Neugeborenen unserer Art ist ja die Erbanlage dazu, die Konstitution dafür noch und wieder vorhanden, mögen auch seine Eltern und Großeltern noch so verunsichert, verängstigt worden sein. Wir können darum die Kinder nicht früh genug mit den großen Vorbildern unserer Vergangenheit bekannt, möglichst nahe vertraut machen, mit solchen Persönlichkeiten, die noch sicher in sich selbst ruhten und jenes zuversichtliche Urvertrauen in eine heilsamen Zukunft noch in sich ausreifen lassen konnten. Wo wir sie aber nicht mehr persönlich, mit Namen und Lebensgang, fassen konnten, lesen wir doch ihre ungebrochene Kraft aus den gewaltigen Anlagen, die sie uns in Jahrtausenden hinterließen. In solchen wuchtigen Kulturdenkmälern können auch Kinder und Enkel, die wir bewußt dorthin führen, sich selber wiederfinden. Dort können sie - und wir mit ihnen - ihr ureigenes Wesen im Nachvollzug entfalten und ihrer selbst ganz sicher werden:

> Im Lebenskreis der großen Steine,
> da - endlich - findest du das Deine.
> Wo Riesen Sonnenmarken bauen,
> erneuerst du dein Urvertrauen.

Dieter Vollmer

Walther Rathenau und das Problem des nordischen Menschen.

Von R.-Walther Darré.

Es dürfte innerhalb der nordischen Bewegung sehr wenig bekannt sein, wie der Jude Walther Rathenau über die nordische Rasse dachte. Seine Meinung hierüber ist aber so wundervoll klar, daß es eines gewissen Reizes nicht entbehrt sie gerade heute wieder hervorzuholen. — Er ließ 1908 bei S. Hirzel in Leipzig ein Buch erscheinen mit dem Titel: „Reflexionen". Im letzten Kapitel: „Ungeschriebene Schriften" spricht er in zwangloser Reihenfolge Gedanken aus. Ich habe einiger dieser Gedanken wörtlich dem Kapitel entnommen und zusammengestellt. Ohne Kommentar lasse ich sie folgen, denn sie sprechen für sich selber.

„CX. Wenn man von nordischem Ursprung der arischen Rasse ausgeht, so erweist sich diese als ein Ergebnis der schärfsten eliminierenden Zuchtwahl. Denn in dem klimatisch, vegetativ und faunisch gefährlichsten und aufreibendsten Landstrich mußte sie sich angewöhnen, standhalten, überleben und verdrängen, bis sie ihn beherrschte und lebenserträglich schuf. Schwächere Urbewohner wurden aufgerieben und vertrieben, weil sie mit den Widerständen der Natur nicht wuchsen; so haben sie zum Teil bis heute ihre vorzeitliche Existenz bewahrt.

Und diese herkulische Kinderzeit währte für die Arier noch zwei Jahrtausende, nachdem die glücklicheren Stämme im Süden und Südosten längst mit Zivilisation behaftet waren.

So ereignete sich im Größten, was sich später im Großen vereinzelt wiederholte: bei Römern und Preußen: Derjenige herrscht, der auf rauhstem Gebiet Existenz und Herrschaft erlernt hat."

„CXIV. Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die aussterbenden oder sich auszehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den Weg beschreiten müssen, den ehedem die Natur selbst beschritten hat, den Weg der „Nordifikation". Körperliche, strapaziöse Lebensweise, rauhes Klima, Kampf und Einsamkeit."

„CXV. Eine neue Romantik wird kommen: die Romantik der Rasse.

Sie wird das reine Nordlandsblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen. Den Zug des Materialismus wird diese Romantik eine Weile hemmen.

Dann wird sie vergehen, weil die Welt neben der blonden Gesinnung des schwarzen Geistes bedarf und weil das Dämonische sein Recht will. Aber die Spuren dieser letzten Romantik werden niemals schwinden."

„CXXXVI. Unsere Epoche hebt die „Persönlichkeit" auf die höchste Spitze; dies ist folgerichtig, weil eine Grunderscheinung unserer Zeit die Rassenmischung ist, mithin die Verschwemmung des Charakters. Wir setzen Prämien auf denjenigen Atavismus, der eine der Mischungskonstituenten unserer Bevölkerungsmassen in verhältnismäßig reiner Form rekonstruiert. Kämen wir wieder zu reineren Rassen, so würde die Aufhebung der Persönlichkeit durch das Rassenideal erstrebt werden. In dieser Lage befand sich der griechische Adel und befinden sich einzelne Aristokratien unserer Zeit."

„CIX. Wie unbegreiflich Dem, der aus Menschenbildern die Seelen liest: hier ein Edler, der gemeinen Sklaven Knechtsdienste leistet, da eine Sklavenschar, die einen Edlen anklagt und richtet, dort eine Knechthorde, die mit der Feder den wahren Edelsinn zu zeichnen vorgibt und in Wahrheit Sklaventugenden zum Himmel hebt, um den Edlen die letzten Rechte zu verkümmern."

„CVI. Eine Tragikomödie des Geistes ist die Unterwerfung Platons unter Sokrates' Einfluß. Der ritterliche blonde Phantast lernt Moral und

Zweck von dem schwärzlichen Urbewohner, dem es gelungen ist, seine schlechten Instinkte durch unaussprechliche Energie und Intelligenz zu meistern. Siegfried vom fromm gewordenen Mime bekehrt."

„CXLII. Hellas war auch in der Hinsicht dem vorrevolutionären Frankreich vergleichbar, daß eine verhältnismäßig kleine Zahl blonder Herren der Masse die Wage hielt.

Das Volk liebte die Herren, erfreute sich ihrer Kultur und wehrte sich der Übergewalt durch Ostrakismus. So erklärt sich die Doppelseele des Griechentumes: ihre Hystenie, ihr Wankelmut und Trübsinn lag in den Massen, ihre Freiheit und Größe in den oberen Zehntausend.

Das Volk trug satyrhafte, der Adel apollinische Züge. Durch Solon, der semitische Verfassungen studiert hatte, wurde das untere Element hervorgekehrt (von mir hervorgehoben. Red.), durch die Siege der Römer das obere vernichtet.

So erklärt sich das Unbegreifliche: daß dieses Volk, die Blüte der Mittelmeerkultur, mit einem Schlage zu wirken aufhörte, und daß die Graeculi den Römern zum Gespött und zur Verachtung wurden."

„CXXIII. Der freiwillige, instinktive Respekt beruht ganz auf Rasseempfindung. Einer edlen weißen Hand gehorchen sie lieber als klugen Argumenten."

Diese Beispiele dürften wohl genügen, um klar zu zeigen, was Walther Rathenau über Rasse und Rassefragen dachte.

Ein anderer Jude, Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield — dessen staatsmännischer Kunst es gelang, das Streben der Angelsachsen zur Weltherrschaft sich dienstbar zu machen —, hat in seinem 1844 erschienenen Roman: „Coningsby, or the new generation" das hinlänglich bekannte Wort ausgesprochen: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte."

Aber Herr Dr. R. Drill von der „Frankfurter Zeitung" ist über Rassenfragen anderer Meinung. Er veröffentlichte kürzlich ein Buch: „Aus der Philosophenecke", Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main. Darin setzt er sich in einem Kapitel: „Die Judenfrage" auch mit dem Problem der menschlichen Rassen auseinander. Für ihn scheint die Beschäftigung mit diesen Dingen ein Privilegium jener geistig Minderbemittelten zu sein, denen man seit Christi Zeiten zwar gerne das Himmelreich überläßt, für die man aber auf dieser Erde die Verantwortung trägt und dafür sorgen muß, daß sie keine übertriebene Dummheiten machen. Ich zitierte wörtlich Herrn Dr. Drill und lasse seine Worte durch sich selber sprechen:

„....Die einen verbinden mit ihr (der Rasse) ein Werturteil.... Sie reden unentwegt von Langschädeln, Rundschädeln und dergleichen Sachen und meinen, damit etwas bewiesen zu haben. In der Weise, wie sie es tun, könnte man die Reihe auch fortsetzen und ebenso wie von Langkopf und Rundkopf von Querkopf, Flachkopf und Dummkopf reden, und es wäre nicht weniger wissenschaftlich....."

„Die Beurteilung nach Rasse ist ein Prinzip der Schafzucht, die Menschen sind aber keine Schafe. Es gibt freilich immer welche, die sich so benehmen, als ob sie es wären."

Wer hat nun wohl recht; Walther Rathenau und Benjamin Disraeli oder Herr Dr. Drill?

Wie sagt Walther Rathenau doch an einer anderen Stelle seiner „Reflexionen"?

„CXVI. Solange wird alle Rassenlehre von Verzweifelten bekämpft werden, die sich vernichtet wähnen: bis die Erkenntnis sich erhebt, daß die freien Stämme nur dadurch adelig wurden, daß sie die Furcht und das Begehren abtaten. Das mag jeder Einzelne in sich vollbringen."

Bitte sehr, Herr Dr. Drill!

Sänger und Führer

Drei flämische Dichter haben während des Weltkrieges das Ohr des flämischen Volkes gehabt, und zwar in dem Sinne, daß ihr Wort Tag für Tag in der öffentlichen Meinung wahrnehmbar war und ihren Äußerungen ein Maßstab entnommen wurde, wonach Tausende von Volksgenossen ihre Haltung bestimmten.

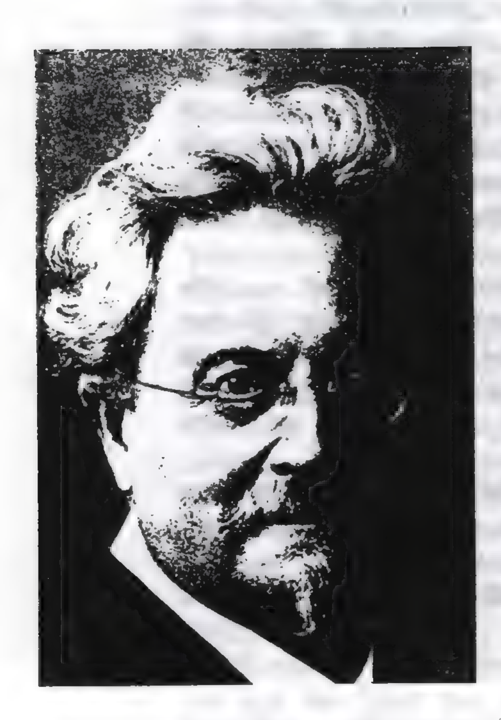
Als Folge der Entwicklung des Krieges war die flämische öffentliche Meinung gleichsam in drei Provinzen auseinandergefallen, und diese Männer bestrichen mit ihrem Einfluß je eine davon.

Hinter der Yserfront im unbesetzten Belgien war unter den Flamen in der belgischen Armee der Blick auf Cyriel Verschaeve (Abb. 65) gerichtet, den schlichten Kaplan aus Veurne-Ambacht, dicht hinter der Gefechtslinie in Alveringhem: sein Rat galt als sittliches Urteil und Richtschnur im geheimen Kampfe für Flandern.

Im besetzten Gebiete waren es die täglichen Betrachtungen, die Raf Verhulst (Abb. 1) über die Lage in der Antwerpener Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws" schrieb, zu denen man griff, um Aufklärung zu erhalten. Die Artikel und ab und zu auch ein Kampfgedicht dieses Dichters und geborenen Journalisten brachten breiten Scharen Erlösung aus der Verwirrung der Ereignisse und der Verstrickung der Gewissensfragen, in welche die auf den Krieg nicht gefaßte flämische Bewegung gebracht worden war.

Und schließlich trat unter den Flamen in der Verbannung in Holland, wo sie weder der belgischen noch der deutschen Zensur unterstanden, ein Mann als Herold einer erneuerten flämischen Bewegung nach vorn, deren Losungen er verkündigte und deren Sprecher er wurde: René de Clercq (Abb. 64), der Dichter des flämischen Aktivismus.

*



Prof. Raf Verhulst

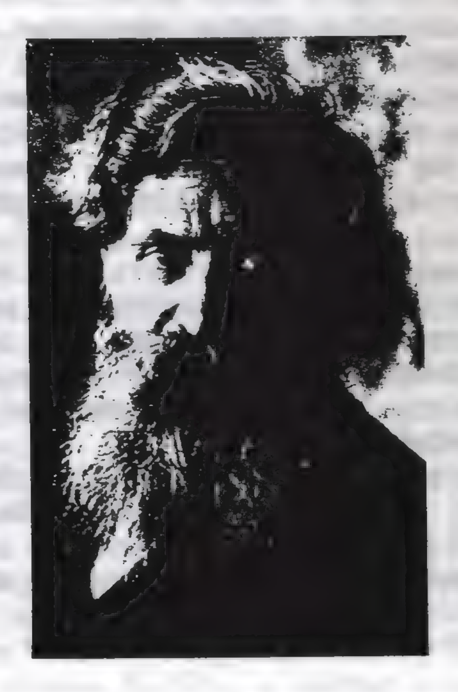


Abb. 64. Der Dichter René de Clercq



Abb. 65. Der Dichter Cyriel Verschaeve

Verschaeve hat sich selbst irgendwo in einem Essay klar geschildert: „Ein Sohn des Nordens ... meine Liebe für wilde Größe, für meinen Norden, mit gewaltigem Licht und noch mächtigerem Dunkel, mit Himmel und Hölle kämpfend in seiner Luft ..."[379])

In tiefsinnigen Sprüchen spricht er immer wieder das Wesen dieses Kampfes aus. Er ist der große Aphorist.

Und diese Aphorismen, sei es, daß sie seine Dramen füllen oder seine Studien und Gedichte, setzt er wie einen Hebebaum unter den Willen zum flämischen Kampfe. Er ist der Bildner seines Volkes. Wie ein Ringen mit den Mächten des Abgrundes sieht er den Volkskampf.

Alles Germanische erfüllt seine nordische Seele. Er schrieb eine Reihe Essays über Musik, über Malerei, Literatur, Baukunst. Bach, Beethoven, Wagner, Dürer und Goethe, alle diese großen Namen leuchten neben Rubens, Vondel und Rembrandt in seinen „Stunden der Bewunderung" hervor.[380]) Zu den verborgensten Tiefen der menschlichen Seele ist er in seinen „Seesymphonien" durchgedrungen.[381]) Die ganze Fülle seines tiefen Herzens und der ganze Reichtum seines weltumspannenden Geistes sind ihm jedoch nur wert, wenn er sie in den Dienst seines Volkes stellen kann und wenn „der ganze Kopf im Dienst des Herzens steht".[382])

Er sieht, wohin dieses Volk politisch streben muß, in der Linie seines Heimwehs schnurgerade durch die Zeit hindurch. Er sieht den „dietschen" Gedanken, der Flandern winkt. „Für ein Volk ist sein Stamm seine See." Der Strom eines Volkes fließt nach der See. Holland und Flandern: „der Unterstrom ist derselbe". „Eins ... mit verschiedener Art." „Flämische Glut ... Ernst des Nordens." „Derbere Kraft ... feinere Kultur ... welch eine Paarung!"[383]) Jacob van Artevelde, Wilhelm von Oranien sind die Größen dieses einen Volkes: Dietschland.

Noch weiter schaut er — in die Zukunft, in die Vergangenheit, wer kann es sagen? — wenn er Arteveldes Traum suchend die historisch gewordenen Staatsgrenzen durchbrechen läßt:

O hätte ich Gent gefunden, wäre Gent
mir gefolgt, dem herrlichen Ziel wie nah
wären wir gekommen ... Ein mächtiges Land
wäre schon um Gent geschart, der Nordsee entlang,
ein Mutterstaat, der immerfort Kinder gebären würde:
Brabant war's gestern, Seeland, Holland;
morgen würden's Geldern, Friesland und Westfalen sein;
und übermorgen dieses ganze Deutschland, das flämisch spricht
bis an Polens Grenze ... So stark fing's an,
und sicherlich erreicht wäre das Endziel,
hätte vorgefunden ich ein einiges Gent. ...[384])

So stand diese Dichtergestalt da, als der Krieg kam.

Als die Front im Westen erstarrt, liegen die flämischen Soldaten wie in einem Kreise um diesen Feuerkern. Unter wallonischem Druck entsteht in der belgischen Armee eine flämische Volksfront.[385])

Der Dichter schreibt die Grabschrift der gefallenen Flamen:

Hier liegen ihre Leichen wie Saatkörner im Sand,
Hoff' auf die Ernte, o Flamenland!

Heute stehen diese Worte von Verschaeve in dem Kreuz gemeißelt, das das flämische Volk nach dem Kriege seinen Gefallenen in der blutigen Ebene vor Dixmuiden errichtet hat. Das fünfzig Meter hohe Denkmal hat die Form der einfachen kleinen Kreuze, welche die flämischen Soldaten während des Krieges aus ihrem kargen Sold auf den Gräbern ihrer gefallenen Brüder errichtet hatten.

Und abermals ist es Verschaeve, der den Eid dichtet, den alljährlich hunderttausend Flamen schwören, in feierlichem Aufzug um dieses Kreuz geschart:

O Land von Ruhm und Trauer,
Von Liebes- und Leidensnot,
Wirst wieder frei und groß!
Wir schwören feste Treue
Dir, Flandern, bis zum Tod!

Der Aufstieg von Flandern hat begonnen: die sakralen Sprüche dieses Dichters, der sein geistiger Führer ist, begleiten es auf dem Wege zum Ziel, das er ihm zeigt.

Sprungbereit zu seiner Selbstverwirklichung, so sieht Verschaeve das flämische Volk.

Er sieht das flämische Volk als das Kernvolk der dietschen Nation. Er selbst ist nichts als seine lebendige Stimme. Um zu belauschen, was diese Stimme zu sagen hat, gehe man nach Delft, wo sich das Grabmal des großen Oraniers befindet, und lese an der Wand der Nieuwe Kerk, was Verschaeve bei der Vierhundertjahrfeier 1933 im Namen des ganzen dietschen Volkes als Gelöbnis abgelegt hat:

Wir heben Herz und Hände
Fürs Heil der Niederlande
Und schwören fest den Eid:
Zu totbewährter Treue,
Wilhelmus von Nassauen,
Mit dir zu stehn bereit!

Eid von Delft, carmen saeculare des ringenden, werdenden Dietschland. ...

*

Der Erste, der Feurigste, der die groß-niederländische Botschaft des dietschen Dichters auffing und weitergab, war René de Clercq. Weihnachten 1908 war der Weckruf von Verschaeve erklungen, der an die eine Kraft mahnte, die aus Holland und Flandern gesprossen sei: Dietschland.[386]) De Clercq, der gerade die letzte Hand an seine Sammlung „Toortsen“ (Fackeln)[387]) [388]) legte, fügte unter diesem Eindruck noch das bekannte Gedicht hinzu:

Ist der Norden das Haupt mit dem ruh'gen Verstand,
Der Süden ist das Herz von Niederland ...

Mit diesem Wort beginnt die großniederländische Richtung de Clercqs ihren Lauf.

Mit den Jahren und mit wachsender Erfahrung, vor allem seit seiner Verbannung nach Holland nach der aktivistischen Zeit, nimmt seine dietsche Gesinnung mit Nachdruck zu. „Erst fern von der Gegend, wo ich geboren bin, habe ich mein wahres Vaterland gefunden, das nicht nur Westflandern ist, auch nicht ganz Flandern, sondern jeder Fleck auf Erden, wo Dietsch gesprochen wird.“[389])

Je mehr er Holland aus nächster Nähe kennenlernte — von 1918 bis zu seinem Tode 1932 lebte er dort —, nahm seine sarkastische Kritik über den Mangel an Stammesgefühl bei den Holländern, „den holländischen Europäern“, wie er schmälend sagte, zu.[390]) Ihn ärgerte die hochmütig abweisende Art dieser Holländer Flandern gegenüber. Man lese sein Gedicht „Benoorden de Moerdijk“[391]) in der Sammlung „Noodhoorn“: die Gutgesinnten, die Kämpfer konnte man an den Fingern zählen. Und zürnend ruft er diesem kalten, gesättigten Holland zu:

Du wirst deines Bruders Hüter sein,
Oder mit ihm untergehen![392])

Diese Äußerungen sind aber nur Äußerungen einer enttäuschten Liebe und getäuschter Hoffnungen eines dietschen Gemeinschaftsgefühls. Niemals haben sie seine dietsche Überzeugung angreifen können. Diese klingt noch aus dem Zorn hervor, mit dem er die Lauheit züchtigt.

Diesen Entwicklungsgang vom Westflamen zum Dietschen hat er selbst in einem innigen Gedicht „'t Eerst had ik u lief, Westvlaanderen mijn" besungen.[393]) Es zeigt die Dynamik seiner Liebe zu seinem Volke: eine Scheidewand nach der andern fällt, und zum Schluß wird seine Liebe „ganz".

„Ganz"?

Auch hier müssen wir wie bei Verschaeves Arteveldetraum fragen: Wäre Dietschland eine Liebe, die kein Komplement zuließe? Wir müssen die Dinge sehen, wie sie sind: bei René de Clercq gab es ein solches Komplement.

Wir denken an seine Einstellung zu Deutschland, an seine Erfahrung mit Deutschland.

In „De zware Kroon", seiner ersten, noch belgisch gesinnten Sammlung von Kriegsgedichten, kommt das berüchtigte Lied vor:

> Keine Freundschaft, keine Freundschaft,
> Keine Freundschaft unter dem Helm!
> Wer mit ihnen Hand in Hand gehn kann,
> Im Herzen ist er ein Schelm![394])

Nicht weniger als gegen die in Belgien eingefallenen Deutschen, von denen er in diesen Tagen alles, was gegen sie vom belgischen Untersuchungsausschuß an Greueln angeführt wurde, zu glauben schien, waren diese Sticheleien gegen Stijn Streuvels gerichtet, der in seinem Kriegstagebuch zum Ärger der Propagandisten der offiziellen belgischen Darstellung menschliche deutsche Soldaten richtig geschildert hatte.[395]) Das Gedicht sog seine Schärfe aus einem alten Groll, wie er unter Nachbardörfern, und solchen entstammten beide, vorkommt. Wir müssen wohl auf diese letzte Krankheit eines edlen Herzens hinweisen — in polemischen Dingen hat de Clercq sich sonst immer bemüht gerecht zu sein —, soll die Relativität dieser poetischen Äußerung des impulsiven Dichters klargelegt werden.

Wie de Clercq die Schuppen von den Augen fielen, wie das Jahr 1915 den Höhepunkt in seinem Leben als flämischer Kämpfer brachte, wie er in einem überraschend schnellen Tempo, das mit den sich überstürzenden politischen Ereignissen des Weltkrieges zusammenhing, aus einem Belgizisten ein Jung-Flame wurde, das zu beschreiben würde hier zu weit führen: es würde ein Stück Geschichte des flämischen Aktivismus sein.[396]) Es mögen einige kurze Hinweise genügen: Von Mitte 1917 ab arbeitet de Clercq als Mitglied des Rates von Flandern mit der deutschen besetzenden Macht in Belgien bei der Verwirklichung der flämischen Rechtsforderungen zusammen; mit dem Rate von Flandern wagt er selbst den Versuch, Deutschland die politische Selbständigkeit Flanderns abzuzwingen; auf Einladung der Deutsch-Vlämischen Gesellschaft unternimmt er manche Reise nach Deutschland.

Der große Umschwung in ihm aus dem Jahre 1915 ist jedoch nicht nur aus politischen Ursachen erklärlich. Nicht zuletzt wirkt der Einfluß der deutschen Kultur auf den Dichter mit. Wie tief dieser Einfluß war, geht schon aus dem Gedicht hervor, das in seinen vor dem Kriege erschienenen, aus seinem Mannesalter in Gent stammenden „Toortsen" steht und anfängt:

> Goethe, der du unter den Dichtern bist
> Was Zeus unter den Göttern: ein König. Ein Riese
> Wie Shakespeare allein erreicht Deine Kraft,
> Aber nicht Deine Kunst ...[397])

Schon in seinen Studentenjahren ist die Einwirkung des deutschen Geistes auf seine junge Kunst spürbar, nichts Merkwürdiges übrigens bei einem Studenten der Germanischen Philologie. Bei Klaus Groth geht er in die Lehre, wie ein Liebesgedicht aus 1900 zeigt.[398]) Doch ist diese erste Berührung mit Niederdeutschland ohne weitere Folgen ge-

blieben. Mit Goethe steht es anders. Und ebenso, mittelbar oder unmittelbar, mit Karl Bücher.

In die Literaturgeschichte ist de Clercq als Dichter des flämischen Arbeitsliedes eingetreten, und Goethe hat ihm den Weg dazu gezeigt, Bücher ihm die Form geboten. Aus Goethes Bemerkungen in „Über Kunst und Alterthum" zu Anton Fürnsteins, des sudetendeutschen Naturdichters, „Hopfenbau"[399]) sind bei de Clercq die ersten Anregungen hervorgegangen; und Büchers „Arbeit und Rhythmus" hat ihm das Bewußtsein seines rhythmischen Vermögens gebracht.[400]) Diesen Einwirkungen verdanken wir so vollendete Lieder wie „De Zwingel" und das „Dorscherslied" (1902).[401])

Wie sehr er bei seiner Bildung als Dichter dem deutschen Geiste zinspflichtig war, dessen muß er sich erst recht bewußt geworden sein, als er während des Krieges, der jeden zwang, mit sich auszumachen, was am schwersten wiegt, als Antwort auf das wallonische Adagium „la Belgique sera latine ou elle ne sera pas" das geflügelte Wort prägte:

Wir sind Germanen, keine Lateiner,
Offene Herzen, reines Blut.[402])

Vieles war aus Deutschland in sein Herz eingedrungen, wo es die tiefsten Gründe berührte. Die Frauengestalt, die er in seinem autobiographischen Roman „Harmen Riels" (1913) mit größter Liebe dargestellt hat, Noirette, ist eng mit Rautendelein aus Hauptmanns „Versunkene Glocke" verwandt. Vor allem aber ist Beethoven zu nennen. Bei einem Besuche im Beethovenhaus in Bonn 1918 schreibt er in das Gästebuch:

Musik, Musik, du süße Sprache,
Sprich zu dem Zarten, hart durch Streit,
Schenk ihm die Schönheit deines Friedens,
Das Wunder, das das Herz befreit.

Sein ergreifendstes Gedicht, „De Kamper", das den Inbegriff seines Wesens enthüllt, 1929 in einer Stunde der Todesahnung entstanden, wo er mit dem Leben abrechnete, ist von der Erinnerung an Beethoven, an die fünfte Symphonie, getragen.[403]) Doch hat dies alles nicht die Bedeutung der ersten deutschen Einflüsse gehabt, die ihn in den Tagen seiner Jugend begleiteten, welche die Grundlage seiner Kunst offenbarten, in deren Licht er die Gewalt über seinen einzigen Besitz, die Sprache, erwarb.

Mit Augen hatte er bis zum Krieg von Deutschland wenig gesehen. Bis dahin hatte er etwas vom zu Hause hockenden Landmann gehabt; bereist war er nicht. Ein Seefahrer war er erst recht nicht. Er hat wohl nie ein anderes Meer befahren als die Zuidersee. Auch ihn riß der Krieg weg aus dem Rost der gewohnten Umgebung, los von dem Pult des Lehrers. Erst mit der Zeit des Aktivismus fangen seine Wanderungen an. Von Deutschland kannte er vorher nur einen schmalen Streifen, Marburg, wo er 1906 einen Ferienkursus bei Viëtor[404]) mitgemacht hatte. Aber ob er etwas von den Vorlesungen mitgenommen hatte? In jenen drei Wochen, die der Kursus dauerte, verschwand er immer wieder auf zwei, drei Tage aufs Land, saß beim Bauern am Tisch und aß und trank mit ihm bei traulichem Geplauder.

Die deutschen Reisen während des Krieges ließen in de Clercq einen tiefen Eindruck nach. Zwischen November 1917 und Mai 1918 war er in Göttingen, Berlin, Bremen, Münster, Düsseldorf, Köln, Aachen, Bonn und ein zweitesmal in Köln, überall als der flämische Kriegsdichter begrüßt, dessen feuriges Gedicht „Aan die van Havere" die Runde durch die deutsche Presse gemacht hatte. Den Eindruck, den er machte, hat Professor Theodor Frings in seinem Düsseldorfer Vortrag im April 1918 „Über die neuere flämische Literatur" festge-

halten: Frings sieht in ihm den Künder eines neuen Flanderns, in dem die reine Seele eines Jacob van Maerlant weiter lebt.[405])

Als der Krieg für Deutschland verloren war und in dem Augenblick auch der Traum eines selbständigen Flanderns aus dem Bereich der Möglichkeiten verschwand, wich de Clercq nach dem Ausland aus. Mit Wehmut blickte er auf die herzliche Aufnahme zurück, die er in Deutschland gefunden hatte, dachte auch daran, nach Deutschland zu gehen. „Ich bin überzeugt, daß dort mein Weg liegt."[406]) Er ging aber nach Holland. Und blieb in Holland.

Viele Jahre später — er ist schon ein grauhaariger Dichter geworden: schon weiß er, daß die Zeit für ihn gekommen ist, seine Erinnerungen zu schreiben, und mit der Sammlung „Te Lande", kurzen Erzählungen aus seiner Jugendzeit, hat er schon einen Anfang gemacht[407]) — erreichen ihn wieder zwei, drei Einladungen nach Deutschland. In den Jahren 1927—1928 liest er dort aus eigenen Werken vor. Er hofft, in Deutschland mit seinem neuen Werk durchdringen zu können. Die allzu freie Übersetzung seines Nothorn 1917 von Wolfgang von Unger scheint vergessen zu sein.[408]) Jetzt beendet er selbst eine Übersetzung seines Trauerspiels „Saul und David" aus dem Jahre 1927, die nur als Handschrift besteht.

So erscheint er in Lübeck auf der niederdeutsch-flämischen Tagung, welche Herbert Martens hinter den Kulissen organisiert hat: Martens, der seine Jugend in Antwerpen und im Kempenland verlebte, Sohn eines niederdeutschen Vaters und einer englischen Mutter, der in Norddeutschland, in Süddeutschland von Heimweh nach Flandern verzehrt wird. Im Marmorsaal des Stadttheaters trägt René de Clercq am 27. Februar 1927 seine Gedichte vor. Man hat ihm den Wink gegeben, politische Anspielungen zu unterlassen. Der Wink kommt aus Berlin, er schmerzt ihn: er hatte sich ein großes Land so ganz anders gedacht ... Man bemerkt, wie bedächtig er die deutsche Gastfreiheit genießt. Als er neun Monate später seinen fünfzigsten Geburtstag feiert und Glückwünsche aus Lübeck kommen, antwortet er jedoch ohne Rückhalt aus Amsterdam am 24. November 1927 auf Deutsch an Erich Klahn:

> „Das ist eine Sprache, die klingt vom Herzen zum Herzen. Van hart tot hart. Wer Deutschland liebt, liebt Flandern. Wer Flandern liebt, liebt Deutschland. Auf Wiedersehen. Und immer jung!"

Von allen Begegnungen, welche de Clercq in Deutschland gehabt hat, ist keine wohl so bedeutungsvoll gewesen als die mit Heinrich Lersch in Godesberg auf der von Adolf v. Hatzfeld veranlaßten rheinischen Dichtertagung im Mai 1927. Zwischen dem deutschen Dichter der Arbeit und dem flämischen Dichter des Arbeitsliedes kam es anfangs zu einem Zusammenstoß, dessen Anlaß die Bewertung Goethes war. Beide hatten über diesen ein ebenso leidenschaftliches wie entgegengesetztes Urteil. Lersch hatte nie den Weg zu Goethe gefunden, und unumwunden äußerte er seine Abneigung. Empört sprang de Clercq auf: er würde Gott auf beiden Knien danken, hätte er ihm einen Funken des Genies geschenkt, das „Über allen Gipfeln ist Ruh" hervorgebracht hatte; und was Lersch dichtete, darauf pfeife er. Zornig verließ er den Saal, indem er die Tür hinter sich zuschlug. Am Abend, im Hause von Josef Winkler, dem Verfasser des „Tollen Bomberg", kam es zu einer Versöhnung zwischen dem Dichter des „Nothorn" und dem Dichter der „Champagneschlacht".[409]) Wie immer in solchen Versammlungen, trug de Clercq aus seinen eigenen Gedichten vor, sowohl aus „De Huiskring" als auch seine Kampfpoesie aus „Toortsen" und

aus der Aktivistenzeit. Lersch muß in den ersteren etwas von dem „trägen Bürger" gefühlt haben, den er so sehr haßte: freilich sie sind nicht immer frei von Kleinbürgerlichkeit, die man bei de Clercq in der Zeit seiner Verlobung und seiner ersten Ehe spürt. Auch die Handwerkslieder wird Lersch vielleicht zu sehr als Kunstlieder empfunden haben trotz ihrer Unmittelbarkeit: aus der eigentlichen Arbeit, so muß es dem Dichter von „Mensch im Eisen" vorgekommen sein, sind sie nicht entstanden. Raf Verhulst, der dabei war und den Eindruck, den es auf Lersch machte, beobachtete, erzählt: „Lersch hatte nur eine geringe Meinung von de Clercqs häuslicher Poesie; seiner Meinung nach trug er sie auch zu pathetisch vor. Als jedoch unser flämischer Dichter seine männlichen Kampflieder und seine Gedichte aus seiner Genter Zeit vorlas, gab es keinen begeisterteren Zuhörer als Lersch, und wir hörten ihn vor sich hinmurmeln: ‚Das ist ein Mann!' "[410])

*

Mitten in das Schicksal seines Volkes gestellt, sehen wir ebenfalls den dritten Dichter dieses Dreigestirns. Wie anders aber ist die Gestalt dieses Brabanters im Vergleich mit den beiden Westflamen. „Kühl gebaut" ist Verschaeve: als der Meister des Schmelzofens menschlicher Leidenschaften, wo Gott und der Teufel das Feuer anschüren, steht er da, bei den gewaltigsten Erschütterungen stoisch, erregt-beherrscht. Ein Grübler ist auch de Clercq, der hin und her schwingt zwischen wildesten Freiheitsergüssen und wehmutsvoller Ergebung, der Weisheit, daß das Leben gerecht ist. Bei Verhulst ist alles soviel einfacher, treuherziger, selbstverständlicher, milder im Abglanz seines liebenswürdigen Wesens. Er ist kein Lenker der rhythmischen Bewegung, wie de Clercq, kein Greifer der lohheißen Felsblöcke des Kraters, worin die Sprache zischt und kocht, wie Verschaeve. Sein Wort ist ein mühelos sich anschmiegendes Gewinde, das sich mit fließender Konturkunst um die Wirklichkeit hängt und sie umspannt: es erinnert an die zierliche Winde mit ihrem zarten Grün, das die dunkelblinkenden Dornenhecken durchschlingt und bekleidet; ihre Honigstreifen streifen die scharfen Dornen;[411]) sie ist Fülle und Linie und Üppigkeit allezeit. Flandern hat etwas Grimmiges, Brabant etwas Idyllisches. Und diese drei Dichter tragen entweder das flämische oder das brabantische Merkmal.

Aber das Liebliche, das Leichte sind bei einem Manne wie Verhulst nicht der trügerische Schein einer schönen Oberflächlichkeit. „Auch die ernstesten Dinge," bezeugt er von sich selbst, „tue ich gern mit einem Schein von Sorglosigkeit." Und er erhöht die Berufung des Dichters, wenn er sagt: „Der Dichter sucht keine Dichterglorie, sondern den Ruhm sittlichen Mutes."[412])

Die innerste Triebfeder ist ihm der Zorn wegen der Grobheit, womit immer wieder das harte Leben das zarte Herz verletzt. In seiner Phantasie muß Flandern soviel wie die Jungfrau seiner Liebe sein, er selbst ihr höfischer Ritter, und kein Dienst für sie ist ihm zuviel. Er ist stets bemüht, Flandern zu dienen nach bestem Ermessen und besten Kräften, mit beneidenswertem Eifer und einer Gewandtheit, die mit den Jahren nicht erschlafft sind.

Die Pfade, die er bei diesem Dienst für Flandern gegangen ist, durchschneiden einander in der Mitte seines Lebens: dort, wo er den rechten Weg verloren hatte, fand er den rechten Weg. Er selbst sagt, daß sein Leben erst dort anfing, wo er diesen Weg gefunden hatte. Alles, was vorhergegangen war, erkannte er nicht mehr an. Über seine voraktivistische Vergangenheit aus der Vorkriegszeit urteilt Verhulst strenger, als ein Dritter es sich je anmaßen dürfte.

In Flandern lebte wahrscheinlich niemand, der so unmittelbar und mit solcher Kraft unter der Berührung mit den Ereignissen wie eine Feder aufschnellte, wie er. Sofort gibt sein

Wort den Klang zurück, und dieser Klang ist immer der des Augenblickes; und ist der Augenblick ein großer Moment, dann belauschen wir bei ihm seinen ehernen Klang.

Solch ein großer Augenblick war während der deutschen Besetzung Belgiens die Wiedereröffnung der Universität Gent im Jahre 1916 als flämische Universität. Dies gab Verhulst die Veranlassung zur Abfassung des besten Zeitgedichtes, worin dieses wichtige Ereignis im Entwicklungsgang der flämischen Bewegung, das in der Tat ein Wendepunkt war, festgelegt wurde (siehe Seite 211).

Öfters jedoch brachte bei Verhulst der Tagesschriftsteller den Dichter in das Gedränge. „Die Journalistik verschlingt das ganze Leben desjenigen, der sich damit befaßt," klagt er in seinem „Vlaamsche Nieuws" vom 27. Juli 1915. Er selbst sieht in seinem Entwicklungsgang etwas Tragisches. Er teilt das Los eines Karl Wagenfeld in Westfalen, des Erweckers der Niederdeutschen Bewegung, der dieser Aufgabe, und nicht fruchtlos, seine Kunst geopfert hat. Die dienende Liebe zu seinem Volk hat Verhulst so stark in die Politik verstrickt und ihn, den Dichter, zum politischen Führer gemacht, ein Zustand, den er mitunter bitter empfand. Nur selten äußerte er sich darüber, dann aber sehr ernst und tief. Es überfiel ihn manchmal die drängende Sehnsucht, alles Politische hinzuwerfen und nur noch seiner dichterischen Stimme nachzugehen, und dann erzählte er von Plänen, Phantasien, Träumen, Entwürfen, zum Teil schon gereift, die er alle noch ausführen möchte, bis dann irgendein politisches Ereignis ihn wieder in das Joch zwang, am politischen Karren wieder mitzuziehen und so seinem Volke zu dienen. Laster ward ihm dabei reichlich zuteil, und dies läßt ihn einmal sagen, daß in dem lieblichen Lande Flandern „een bitter volk om mee te leven" wohnt.[413])

Die Aufsätze, wo Verhulst mit der Vorkriegszeit abrechnet, gehören zu den wertvollsten Beiträgen, die über das sittliche Erwachen der flämischen Kraft jemals geschrieben worden sind.[414]) Ihrer Form nach sind sie Memoiren-Kunst.[415]) Auf diesem Gebiete ist in Flandern nichts Wichtigeres geleistet worden seit den Tagen, wo Hendrik Conscience seine „Geschiedenis mijner Jeugd" schrieb, worin die Anfänge der flämischen Bewegung nach 1830 festgehalten sind, und zwar nicht nur deshalb, weil bei Verhulst ein Künstler das Wort ergreift, dessen Ausdruck eine einzigartige Geschmeidigkeit zeigt, sondern weil hier vor allen Dingen ein Bild gegeben wird vom Untergang der Hegemonie von Antwerpen in der flämischen Bewegung als Folge des Wahnes, Liberalismus und Freimaurerei könnten die Erneuerungsbewegung des flämischen Volkes tragen. Für die Kenntnis Antwerpens zwischen 1870—1914 und seines Geisteslebens in der Zeit, wo es zu einem Welthafen aufblühte, ist dieses Werk Verhulsts von größter Bedeutung.

Verhulsts Erschütterung bei Ausbruch des Krieges ist an anderer Stelle dieses Buches beschrieben worden (siehe Seite 176). Auch für ihn erhob sich die Frage der Beziehung von Flandern zu Holland und Deutschland.

Was das Verhältnis von Flandern zu Holland betrifft, so erklärt er ausdrücklich, daß er vorerst nur auf einem kulturellen, nicht auf einem politischen großniederländischen Standpunkte stehe, und dies auch noch mit einem belangreichen Vorbehalt. Er erzählt, wie er schon in seiner Studentenzeit ein „schwärmender Großniederländer" war, der schon früh Julius de Geyters Epos „Keizer Karel en het Rijk der Nederlanden" (1888) in sich aufgenommen hatte, ein Gedicht, welches das Verlangen nach einer Wiederherstellung des Reichs des niederländischen Stammes neu beleben wollte, und zwar als „Geusenreich". Bald war Verhulst aber auf das eigenbrötlerische holländische Bürgertum gestoßen, das Flandern gegenüber mit der komischen Verwunderung behaftet

war, wie sie Busken Huet äußerte, als er entdeckte, daß in einem verlorenen ostflämischen Dörfchen etwas so Vollendetes entstehen konnte wie die Novellen der Virginie Loveling. Verhulst läßt nicht nach, vom Überlegenheitsgefühl der Holländer Aufhebens zu machen: ein Mann wie Albert Verwey schiebe einen Dichter wie Albrecht Rodenbach, den Lieblingsdichter der Flamen, einfach zur Seite und erwähne ihn in seiner „trockenen, heiseren" „Inleiding tot de Nederlandsche Dichtkunst" mit keinem Wort. Guido Gezelle, der größte flämische Lyriker, werde in Holland mehr mit den Lippen verehrt als mit dem Herzen. Holland habe vergessen und sehe nicht, daß immer Flandern der gebende Teil gewesen sei. Bei einer kulturellen Annäherung an Holland könne deshalb auf keinen Fall von einer Verhollandschung Flanderns die Rede sein. Zu einer dauerhaften Wiedervereinigung könne nur ein als gleichwertig geachtetes Flandern führen. So lange bleibe Dietschland ein Traumbild. Die näherliegende Aufgabe sei, Flandern selbständig zu machen. Zugleich solle jedoch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Holland gestärkt werden. „Weiter kann unsere großniederländische Arbeit nicht gehen."[416])

Es wird Verhulst selbst am allerwenigsten befremdet haben, daß er mit diesem Standpunkte die leidenschaftlich nach der Errichtung von Dietschland strebende jüngere Generation abgestoßen hat. In seiner Einstellung sieht diese Generation nur den negativen Bestandteil, nicht aber den positiven Einschlag des Bewußtseins der flämischen Würde, der in ihr steckt. „Sinjoren sind ebenbürtig gleichwertig," heißt es bei dem Antwerpener Verhulst von seinen Stadtgenossen; „sie können zu niemand aufsehen!" Man möge nun diese Worte für eine Äußerung des Lokalpatriotismus halten, so steckt doch sicherlich darin ein Stolz, der auf den Ruhm der Rubensstadt zurückgeht, auf das Bewußtsein einer großen, eigenen Berufung. Daß dieser Stolz sich gegenüber einem Holland geltend macht, das nicht immer frei von Anmaßung war und so oft blind blieb für wahre Größe, ist begreiflich und als eine gesunde Gegenwirkung des Nationalen gegen das weltbürgerliche Denken zu betrachten. Die Haltung Verhulsts ist einem flämischen Ebenbürtigkeitsgefühl entsprossen, das für das Vollbringen gemeinschaftlicher dietscher Taten die erste Voraussetzung ist. Sie ist übrigens im wesentlichen Taktik, Berücksichtigung des politisch Möglichen, und tatsächlich gehen die jüngsten Entwicklungen der flämisch-nationalen Politik in der von ihm seit Jahrzehnten angedeuteten, bei ihm von anderen so oft mißdeuteten Richtung. „Die Flamen sollen nicht vergessen, daß die Quellen ihrer Kraft im Norden und im Osten liegen"[417]) — eine Äußerung wie diese enthält den Kern seiner Einstellung, wie die Schale die Nuß enthält.

Zu noch größerer Bestreitung als seine Auffassung des dietschen Problems hat Verhulsts Haltung in bezug auf Deutschland Anlaß gegeben. Als er mit seiner Flugschrift in den bekannten deutsch-belgischen Streit über die Art der Kriegführung eingriff, vertrat er ritterlich seinen deutschfreundlichen Standpunkt.[418]) Diese Abhandlung gehört in die Reihe der Schriften, die seit Edmond Picards „Au pays des Bilingues" bis zu den jüngsten heftigen Strafreden von Léon Degrelle den Verfall des öffentlichen Lebens in Belgien an den Pranger stellen, mit der Absicht, der Wahrheit zu dienen und eine gesunde Atmosphäre zu schaffen. Daneben stand aber bei Verhulst die Triebfeder seiner Deutschfreundlichkeit. In Deutschland erblickt er die Mutter aller germanischen Völker, und die germanischen Völker sind gehalten, für die Ehre des Germanentums einzutreten. Schließlich weist Verhulst darauf hin, wie bedeutend gerade

jene Frage für Flandern sei: sie dürfe in keinem Fall eine Entfremdung zwischen Deutschland und Flandern stiften, da beide Völker auf gegenseitiges Verständnis angewiesen seien. Flanderns Belang erheische ein stärkeres Deutschland, als Versailles auf Grund der fälschlichen Annahme einer einseitigen Kriegsschuld aus ihm gemacht habe. Die dietschen und die deutschen Lande seien schicksalsverbunden: der Untergang von Deutschland würde den Untergang von Flandern bedeuten.[419])

Diejenigen, die in erster Linie auf den Eindruck achteten, den derartige deutschfreundliche Äußerungen in der Nachkriegszeit noch immer im von der Kriegspropaganda beeinflußten Flandern notwendigerweise machten, zweifelten die politische Klugheit der Teilnahme eines Flamen an dieser belgisch-deutschen Polemik an. Sie werden jedoch zugeben müssen, daß die Bestrebungen, zwischen Deutschland und Flandern durch Anknüpfung gegenseitiger Beziehungen eine Sphäre gegenseitigen Begreifens zu schaffen, an sich gefördert werden mußten. Dieses Bestreben durfte durch die Nachwirkungen des ersten Weltkrieges nicht unnütz gehemmt werden. Es ist das Verdienst von Verhulst, dies verstanden zu haben und offen und unverzagt bis zu seinem Tode dafür eingetreten zu sein.

Wenn einmal alles Nebensächliche, das jede über die brennenden Zeitfragen geführte Polemik immer durchkreuzt, fortgefallen sein wird, wird man erkennen, wie verdient Verhulst sich um die große Überlieferung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Flandern und um die Wechselbeziehung der Kulturen beider Völker gemacht hat. Diese Überlieferung ist so alt wie die flämische Bewegung selbst.[420]) Wir sahen, wie sie auch bei Dichtern wie Verschaeve und de Clercq weiter wirkte. Es ist nicht willkürlich, daß sie auch Verhulst zu seiner Arbeit treibt. Sie ist in Wirklichkeit auf einem alten Nährboden von Blutsverwandtschaft gegründet, womit bisher die Gegner von Flandern und Deutschland mehr gerechnet haben als Flandern und Deutschland selbst.

Daß aber das Bewußtsein davon bei diesen drei Dichtern vorhanden ist, bringt sie zusammen in eine Front: die Front des gemeinsamen Kampfes für den germanischen Geist

Dr. A. Jacob im Sammelwerk von R.P.Oszwald:"Deutsch-Niederländische Symphonie", 1937, 2. Aufl. 1944

[379]) C. Verschaeve: Verzameld Werk, deel V, Brügge 1936, S. 31 (Rome, De St. Pieterskerk en het Vatikaansch Museum).

[380]) In Verschaeves Werken finden sich an zahlreichen Stellen die Namen folgender deutscher Künstler und Wissenschaftler erwähnt wie: Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Jean Paul, Otto Ludwig, Hebbel, Grillparzer, Hauptmann, Hoffmansthal, Heyse, Weber, Eichendorff; Grünewald, Dürer, Menzel, Hans Thoma, Max Klinger; Tauler, Meister Eckhart, Jacob Boehme, Rudolf Eucken, G. Th. Fechner, Nietzsche, Chamberlain; Bach, Beethoven, Gluck, Händel, Wagner, Schumann, Strauß usw. Vor dem Kriege war Verschaeve mehrfach in Deutschland, hörte in Jena 1897 Eucken, besuchte die Museen in Kassel und München und hörte 1912 den Parsifal in Bayreuth und 1913 die Meistersinger in München. Über seine Reise nach Bayreuth schreibt er in seiner Abhandlung über Wagners Parsifal: „‚In fernem Land, unnahbar euren Schritten ...', so sang etwas in meinem Innern, als ich die Reise anfing.... Ich fuhr ja nach Bayreuth, um Parcival zu hören. Nach Bayreuth! Fern von den kleinen Menschen und Dingen, zwischen denen ich leben muß, und in deren Mitte ich mich auch klein fühle und klein bin, um Größe zu sehen und zu fühlen, um, über der Welt, die Luft einzuatmen, die unmittelbar aus dem tiefen Himmel weht, und um der Ewigkeit gegenüber von Angesicht zu Angesicht zu stehen! Denn Bayreuth liegt weit, und Parcival spielt außerhalb und über der Welt, wo das ersehnte Glück und das ungeschenkte Heil oder das verlorene — es ist dasselbe — wohnt." (C. Verschaeve: Wagners Parsifal, Verzameld Werk deel V, 253.)

[381]) C. Verschaeve: Zeesymphonien, Brügge 1911. Deutsche Übersetzung von Georg van Poppel: Meersinfonien, Wolfshagen-Scharbeutz 1936. — Siehe über Verschaeve: M. van de Walle-Antwerpen: „Cyriel Verschaeve, Flanderns geistiger Führer" in dem Bande: C. Verschaeve: Flanderns Seemöwe, Lübeck 1935. In diesem Bande steht auch ein Vortrag von Verschaeve, den er in Aachen gehalten hat: „Christlich-Nordischer Geist in der flämischen Mystik (Ruusbroec bis Meister Eckhart)." Es ist der erste Vortrag, der von Verschaeve in deutscher Sprache erschienen ist. Der Beitrag von van de Walle ist ein erweiterter Rundfunkvortrag, den er in Berlin gehalten hatte. Beide Beiträge wurden von Oszwald für den Druck besorgt.

[382]) Cyriel Verschaeve an A. Jacob, 26. Nov. 1936.

[383]) C. Verschaeve: Verzameld Werk, deel V, Brügge 1936, S. 210 f. (De Schelde van Peter Benoit).

[384]) ebda. deel II, Brügge 1934, S. 115 (Jacob van Artevelde V, 2).

[385]) K. de Schaepdrijver en J. Charpentier: Ontwikkelingsgang der vlaamsche frontbeweging. Ijzerreeks I, Kortrijk 1918. — Dieselben: Open brieven der vlaamsche frontpartij. Ijzerreeks II, Kortrijk 1918. — Ijzergalm (= Ward Hermans: Het Zwartboek van de belgische oorlogsgruwelen 1914—1918, 2. Aufl. Antwerpen 1921.

[386]) C. Verschaeve: a. a. O., deel V, Brügge 1936, S. 201 (De Schelde van Peter Benoit).

[387]) R. de Clercq: Toortsen, Amsterdam 1909, S. 77.

[388]) Siehe A. Jacob: René de Clercq. Levensbericht (Jaarboek van de Nederlandsche Letterkunde te Leiden, 1936—37, S. 123—147).

[389]) R. de Clercq: Brieven uit Bussum I, in „De Ploeg", Nationalistisch Weekblad, Antwerpen, IV, 27 (1922).

[390]) ebda. IV, 29 (1922): Bussummer Brieven II.

[391]) R. de Clercq: De Noodhoorn (1916), 4. sehr erweiterte Ausgabe (1932 im Selbstverlag), S. 137. Eine noch mehr erweiterte 5. Ausgabe erschien 1940 in Utrecht, hrsg. von der 1939 errichteten „René de Clercq-Stichting", mit einem Vorwort von der Tochter des Dichters, Elza de Clercq, gedruckt auf der NSB-Presse in Leiden. (Siehe auch Anm. 408.) — Ein Teil der Noodhoorn-Lieder war auch in der Sammlung: Het beste uit de gedichten van René de Clercq, Zeist 1932, veröffentlicht worden.

[392]) ebda. S. 139.

[393]) ebda. S. 91 (Mijn Vaderland).

[394]) R. de Clercq: De zware Kroon, Bussum 1915.

[395]) Stijn Streuvels: In Oorlogstijd, Uit mijn dagboek, Amsterdam 1914.

[396]) Siehe Bob Driessen ter Meulen und L. Faignaert in Anm. 355.

[397]) R. de Clercq: Toortsen, Amsterdam 1909, S. 54.

[398]) R. de Clercq: Gedichten, Amsterdam 1907, S. 116: Wederzien (Ik sprak haar zoo lang en ik weende en ik loeg / Ze zei mij niet veel, maar ze zei me genoeg). Vergleiche hierzu Klaus Groth: Quickborn (siehe Anm. 328), S. 240: He sä mi so vel, un ik sä em keen Wort / Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

[399]) In seiner teilweise nur handschriftlich vorhandenen Dissertation über Guido Gezelle (1902) zitiert René de Clercq den fast vergessenen Naturdichter: in seiner Bibliothek befindet sich das Exemplar von Goethes Sämtlichen Werken von 1869 (drei Bände, Stuttgart, Cotta), woraus er Fürnstein kennengelernt hat, Goethe rühmt die Gewerbe- und Handwerkslieder, besonders ein altenglisches Weberlied (Bd. III, S. 445—447). In diesen Tagen schrieb de Clercq sein Lied „Op den Weefstoel" (Zit ik op mijn stoeleke, tiektak-tiek), Gedichten 1907, S. 172.

[400]) Büchers Buch „Arbeit und Rhythmus", Leipzig 1896, wurde durch Gustaaf Verriest, Prof. i. d. med. Fak. d. Universität Löwen, in Flandern bekannt gemacht, der es in seiner Studie „Over de grondslagen van het rhythmisch woord" (Bussum 1904) besprach. Den Einfluß dieses Buches glaubt man schon 1900 bei dessen Bruder Pastor Hugo Verriest, dem feinsinnigen flämischen Essayisten, in der Vorkriegsperiode bei seinem Vortrag über „Het Lied" zu spüren. De Clercq ist durch Bücher zum vollen Bewußtsein seines rhythmischen Vermögens gekommen. Im Jahre 1903 widmete er seinen Band „Liederen voor het Volk" (Maldegem 1903) den beiden Brüdern Verriest. Beide umstrahlte der Strahlenglanz der Freundschaft von Guido Gezelle. Erst in zweiter Linie war es der Dichter Karel van de Woestijne, de Clercqs jüngerer Studiengenosse an der Universität Gent, der ihn zum Dichten einer Reihe von Handwerksliedern anregte. In „Den Gulden Winckel", Maandschrift voor de Boekenvrienden in Groot-Nederland, Baarn 8. Jg., Nr. 3, vom 15. März 1909 erwähnt Jan Greshoff in einem Bericht über René de Clercq

unter der Rubrik „Onze Schrijvers" auf S. 35 Hugo Verriest, „der ihn vor allem rhythmisch empfinden ließ", und Karel van de Woestijne: „nach einem Gespräch mit ihm faßte er den Gedanken, Handwerkslieder zu dichten." — René de Clercq fand solche auch bei Guido Gezelle vorgezeichnet.

401) R. de Clercq: Gedichten, Amsterdam 1907, S. 167 u. 180.

402) Aus dem Kampfgedicht: „Aan die van Havere toen zij vergaten, dat ook Vlaanderen in België lag" (De Noodhoorn, 4. Ausg. Selbstverlag 1932, S. 22). Siehe auch Anm. 391.

403) De Noodhoorn (s. vorherg. Anm.), S. 156.

404) Viëtor war Professor der Phonetik in Marburg. Sein Buch „Elemente der Phonetik" hat im Anfang des 20. Jhs. in Belgien, als dort die phonetischen Studien aufkamen, Einfluß auf eine einheitliche Aussprache des Deutschen im Mittelschulunterricht ausgeübt. — Daß de Clercq ein Semester in Heidelberg studiert haben soll, wie Franz Fromme meint (Niederdeutsche Monatshefte, Lübeck, Juli 1932, S. 189), ist wohl eine Verwechslung mit dem Ferienkurs in Marburg.

405) Th. Frings: Über die neue flämische Literatur, Marburg 1918, S. 68.

406) Brief von René de Clercq aus Amsterdam vom 24. 8. 1919 an seine Frau: „Am Freitag ist in einer großen Sitzung der Kunsthandel endgültig begraben. Das nötige Geld wurde nicht gefunden. Dadurch kommt mein erster Plan wieder auf, in Deutschland an die Arbeit zu gehen. Von verschiedenen Seiten wird mir geschrieben, daß ich dorthin ziehen soll. Ich selbst bin überzeugt, daß dort mein Weg liegt." — Siehe auch S. 232.

407) R. de Clercq: Te Lande, Een bundel schetsen, Thielt, o. J. (1927).

408) Das Nothorn von René de Clercq. Aus dem Flämischen übertragen von Wolfgang von Unger. Leipzig 1917. — Zwölf Gedichte hat Peter Mennicken herausgegeben, wovon elf in eigener Übersetzung (Aachen 1941). — Fünf der Noodhoorn-Lieder sind in der Übertragung von A. von Hatzfeld in der in Anm. 484 a) erwähnten, von Wies Moens herausgegebenen Sammlung „Das flämische Kampfgedicht", Jena 1942, veröffentlicht worden. (Siehe Anm. 391.)

409) Nach Mitteilungen von Franz Schönberg-Köln und Adolf v. Hatzfeld-Godesberg. — Heinrich Lersch starb vier Jahre nach René de Clercq, gerade am vierjährigen Begräbnistag seines flämischen Freundes am 17. Juni 1936 im Krankenhaus zu Remagen am Rhein infolge einer Lungen- und Brustfellentzündung. Er war nur 47 Jahre alt geworden. Lersch stammte aus Gladbach, der rheinischen Textilstadt. Seine Muttersprache war niederdeutsch. Sein Großvater, Matthias Abraham Lersch, war ein Engländer, der als Kesselschmiedlehrling über Holland und Belgien in das Rheinland gekommen war. Er hat beim Bau des ersten Rheindampfschiffes mitgearbeitet. Auch der Vater von Lersch war Kesselschmied. Lersch schrieb seine Gedichte und Erzählungen, die meistens autobiographisch sind, auf Hochdeutsch. — „Herz! aufglühe dein Blut! — Gedichte im Kriege", Jena 1918 (22. bis 25. Tausend); „Mensch im Eisen", Stuttgart 1925; „Mut und Übermut", Stuttgart 1934.

410) R. Verhulst in „Het Vlaamsche Land" vom 12. Juli 1936.

411) Verhulst schrieb zahlreiche kleine satirische Gedichte, die ihn zum Nachfolger des Antwerpener Volksdichters Theodoor van Rijswijck, den „Dichter met het stekelig rietje" (rietje = Rohrpfeife), werden ließen. Man findet sie in seiner Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws" ebenso wie in seinen Wochenblättern „De Noorderklok", „Het Vlaamsche Volk" und „Het Vlaamsche Land". Gerne verbirgt er sich dabei unter dem Decknamen Antorf, das soviel wie „der Mann von Antwerpen" bedeutet. Ein Beispiel seines blitzenden Humors ist wohl folgender Vierzeiler auf die erstarrten Fronten während des Weltkrieges („Het Vlaamsche Nieuws" vom 3. 8. 1915):

„In den Argonnen
Ein Baum gewonnen!
Verschoben ein Pfahl
Am Ijzerkanal!"

Mit derselben scharfen Feder schrieb er auch manche Seite in Prosa, z. B. seinen „Hieronymus" (= Emanuel de Bom) in „Het Vlaamsche Volk" vom 8., 15., 22. u. 29. Dez. 1919.

412) „Het Vlaamsche Nieuws", 26. u. 30. April 1916.

[413]) ebda. vom 2. 7. 1915.

[414]) R. Verhulst in „De Noorderklok" vom 17. 9. 1929: evangelische Kraft des Aktivismus: „der Sohn wird aufstehen gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder"; man denkt hierbei an Goethes Wort aus der Ephigenie: „Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte ... / Sag, fing mein Unglück an, und Du sprichst wahr;" ebda. vom 5. 10. 1930, 5. 4. 1931 (Der Aktivismus hat einen Strich gezogen), 3. 5. 1931 (Für einen Aktivisten rechnet das Leben erst vom Aktivismus ab) usw.

[415]) Siehe besonders Verhulsts „Letterkundige Prijskamp", wo sich viele Beispiele finden (s. Anm. 374); außerdem: „Tijl Uilenspiegel, het vroolijk en avontuurlijk leven van den guitigen philosoof" (Het Vlaamsche Nieuws vom 4. 7. 1915—8. 2. 1916; s. unten S. 335) oder „Teun den Eierboer" (ebda. I, 205) in De Noorderklok u. a. 27. 1., 21. 4., 19. 5., 27. 10., 17. 11. u. 8. 12. 1929; in Het Vlaamsche Volk: 6. 5. 1934 (über René de Clercq) usw.

[416]) Siehe u. a. in Het Vlaamsche Nieuws vom 7. 7. 1915 (über Ledeganck und Gezelle im Urteil Hollands), 25./26. 7. 1915 (Busken Huet und sein naives Erstaunen), 27. 8. 1915 (Westflämische Mundart und das Niederländische), 29. 8. 1915 (Die Einseitigkeit von Albert Verwey) u. 11. 9. 1915 (Über Hélène Swarth und das „Geben" von Flandern an Holland); in De Noorderklok vom 20. 10. 1929 u. 19. 10. 1930, und in Het Vlaamsche Volk vom 3. Juni 1934 (Sinjorengefühl).

[417]) Het Vlaamsche Land, Antwerpen, 13. Dez. 1936: „Het bevrijdende woord van Staf de Clercq."

[418]) Siehe S. 339 unter Lebensabriß und Werke von R. Verhulst.

[419]) Über Verhulsts Haltung gegenüber Deutschland siehe besonders den schönen Aufsatz „In Memoriam von Schiltz" in De Noorderklok vom 17. 11. 1929, die „Briefe aus Deutschland" ebda. vom 20. 10. 1929, den prachtvollen Artikel zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. A. Claus, worin eine Übersicht über die ganze Kriegs- und Nachkriegszeit gegeben ist (ebda. vom 5. 4. 1931), weiter den Leitartikel in derselben Zeitung vom 23. 8. 1931 und viele andere mehr bis in die jüngste Gegenwart hinein.

[420]) Siehe A. Jacob: Betrachtungen zu dem Thema Deutschland, Flandern und Holland seit dem Westfälischen Frieden (Mitteilungen aus dem Quickborn, Hamburg 1939, 32. Jg., Nr. 3, S. 74—76).

De Lente komt

Goud op de wegen en zilver op 't water,
boomen alkleurig geblaard en geblomd;
windgewuif en vogelgeschater;
vreugd aan de wereld! De Lente komt!

Komt met heur klavers, komt met heur korens,
komt met heur weiden, zoo groen en zoo malsch;
komt met heur koein met krommende horens,
komt met heur hengsten met glimmenden hals!

Laat nu de durvende Kinderen dartelen,
breken de brem aan de bruisende bron;
laat ze nu spelen, laat ze nu spartelen;
laat ze nu zingen onder de zon!

Laat nu de jonkheid haar voorhoofd omgroenen;
dansende gaan op de veldschalmei!
laat nu de zonen de dochters zoenen;
laat ze nu planten den heerlijken Mei!

Heisa! de Lente, het licht en het leven!
Heisa! de woelende, joelende jeugd!
Heuvelen huppelen, bergen beven...
Heisa! de Lente, de wereldvreugd!

Der Frühling kommt

Gold auf den Wegen und Silber am Bach,
Bäume vielfarbig geblättert, geblumt,
Windeswehen und Vogelgelach,
Jubel der Welt! Der Frühling kommt!

Kommt mit dem Klee, kommt mit den Körnern,
kommt mit den Weiden, so grün und so mals[1],
kommt mit den Kühen mit krümmenden Hörnern,
kommt mit den Hengsten mit glänzendem Hals!

Laßt nur mutwillige Kinder tollen,
brechen die Sträucher am brausenden Bronn!
Laßt sie nur spielen, zappeln und rollen,
laßt sie nur singen unter der Sonn!

Laßt nur die Jungheit die Stirnen umgrünen;
Tanzende gehn nach der Feldschalmei!
Söhne und Töchter laßt küssen und sühnen;
lasset sie pflanzen den herrlichsten Mai!

Heissa! Der Lenz, das Licht und das Leben!
Heissa! die jubelnde Jugendbrust!
Hügel hüpfen und Berge erbeben...
Heissa! der Frühling, die Weltenlust!

René de Clercq

[1] mals = weich, biegsam.

Die Visbeker Braut

Riesensteingräber in Oldenburg

Sie war auf dem Wege nach der Visbeker Kirche mit den vielen geladenen Gästen, als sich die Braut es anders überlegte und den Wunsch aussprach, lieber zu Stein zu werden, als den Bräutigam zu heiraten. Dieser kam nun mit seinem Hochzeitsgefolge und dem Brautwagen auf dem Wege nach der Kirche von Visbek der Braut entgegen. Doch nach dem frevelhaften Wunsch der Braut wurden gleich beide Hochzeitszüge zu Stein. Heute liegen sie, versteinert, als Hünengräber der Jungsteinzeit im Oldenburger Land unweit der Straße von Wildeshausen nach Ahlhorn. Es gibt bei Dötlingen auch eine „Glaner Braut", wie im Volksmund zwei dort gelegene Hünenbetten bezeichnet werden.

Hünen- oder Riesenbetten nennt man eine Form der Großsteingräber (Megalithgräber), lange, 8–10 m breite Erdhügel mit einer rechteckigen oder ovalen Einfassung von Randsteinen. In diesem Langhügel sind gewöhnlich eine, zuweilen aber auch mehrere Dolmen oder Steinkammern anzutreffen. Der in Ostholstein bei Eckernförde häufige Dolmen (kelt. Steintisch), mit nur einem Deckstein bedeckt, ist die älteste jungsteinzeitliche Grabform. Daneben gibt es dann noch die größeren Steinkammern und Ganggräber mit mehreren Decksteinen, (3500–1800 v. Zw.). Alle diese Steingräber, auch die Dolmen, waren ursprünglich in einem Hügel geborgen.

Die Steinsetzung der „Visbeker Braut" ist 88 m lang und 7 m breit, der „Visbeker Bräutigam" ist gar 108 m lang und 10 m breit. Beide gehören zu den längsten Hünenbetten in Norddeutschland, doch gibt es im Sachsenwald Bismarcks und an der Hohwachter Bucht noch längere Steinsetzungen von etwa 150 m Länge. Über ihre Bauweise unterrichten uns die Ausgrabungen von Karl Michaelsen an einem Hünenbett bei Kleinenkneten, südlich Wildeshausen in Oldenburg. Dicht dabei liegt ein Hünenbett, in dessen ovaler Steinsetzung von Randsteinen allein drei Ganggräber liegen, die von der Südseite aus zugänglich waren.

Doch fehlt heute der lange Erdhügel zwischen dem, ihn einst stützenden Oval von Randsteinen. An den Enden der Schmalseiten stehen gewöhnlich besonders große Steine, „Wächter" genannt. Sie finden sich u. a. bei den Hünenbetten von Klecken, Kr. Harburg, bei Nieps und Drebenstedt in der Altmark, bei Dwasieden und Lonvitz auf Rügen. Karl Schuchhardt deutet die Wächter auch wohl als „Seelenthron", auf dem die Seelen der Toten vielleicht als Vögel sich niederließen.

Die 88 Meter lange „Visbeker Braut" zeigt nach der Vermessung von Ernst Sprockhoff noch 83 Randsteine. In der 5,30 x 1,50 Meter großen zerstörten Steinkammer, 13 m von den vier Wächtern entfernt, stehen noch 7 Tragsteine. Nur ein Deckstein ist noch vorhanden. Die rechteckige Steinsetzung von stützenden Randsteinen am deutlich sichtbaren Erdhügel beim „Visbeker Bräutigam" mit der etwa 10 m langen Steinkammer besteht aus 124 Randsteinen. Am Ende dieser 108 m langen Steinsetzung liegt etwas abseits eine Steinkammer, mit vier mächtigen Decksteinen bedeckt. Nach dem Volksmund ist es der versteinerte „Brautwagen".

Der Oldenburger Hofmaler Ludwig Strack hat 1827 eine Steinzeichnung (Lithographie) von der „Visbeker Braut" geschaffen, die „nach der Natur und auf Stein gezeichnet", von J. Stalling gedruckt wurde. Abgebildet ist sie bei Karl Michaelsen in „Monumente aus dem Heidentum", Großsteingräber in Oldenburg. Germanen-Erbe 2, 1937, S. 9. Dazu finden sich Abbildungen der Steinzeichnungen vom „Visbeker Bräutigam" und vom „Heidnischen Altar" bei der Engelmannsbäke, einer 11 Meter langen Steinkammer, die im Volksmund auch „Heidenopfertisch" genannt wird. Ein fast 15 Tonnen schwerer Deckstein ist noch vorhanden. Das Großherzogtum Oldenburg hat 1850 den Heidenopfertisch für 300 Reichstaler gekauft und 1911 ein zweites Denkmalschutzgesetz erlassen, nachdem bereits 1819 von der Kanzlei verfügt worden war, es sei „hiermittelst einem jeden untersagt, die vorhandenen Denkmäler des Altertums zu zerstören oder auf irgendeine Weise zu beschädigen." Diesen ersten Denkmalschutzgesetzen verdankt Oldenburg die meist gute Erhaltung von 63 Riesensteingräbern.

Sprockhoff, der alle norddeutschen Steingräber zusammen mit Schwieger vermessen hat, die in verschiedenen landschaftlich gebundenen Atlanten veröffentlicht sind, schreibt 1938, S. 42: „Man findet Gräber in fast jeder beliebigen Himmelsrichtung, der also keine wesentliche Bedeutung zukommt. Die Allgemeine Grundrichtung ist allerdings Ost-West. Nord-Südlage ist sehr selten". Von den Oldenburger Steingräbern ist nur der „Visbeker Bräutigam" fast genau von Ost nach West ausgerichtet. Die Meßdaten Rolf Müllers von den Oldenburger Hünenbetten weisen verschiedene Azimute, Deklinationen und Deutungen auf. Die Wächter der „Visbeker Braut" ermöglichen für ihn eine Beobachtung des Laufes des untergehenden Mondes zur Mittsommerzeit. Vgl. Rolf Müller, „Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit" 1970, S. 77 ff.

Es wird die Frage aufgeworfen: Warum so viele Riesensteingräber in Oldenburg (63), im westlich angrenzenden Hümmling, in der holländischen Provinz Drenthe und überhaupt auch sonst noch in Norddeutschland? Die mächtigen Findlinge, auch „erratische Blöcke" genannt, waren von den Gletschern aus Skandinavien nach dem Süden verfrachtet und nach dem Abtauen der Eismassen auf den Moränen als geeignete Baustoffe für die jungsteinzeitlichen Grabanlagen liegen geblieben. Hier wurden sie zum Grabbau geholt.

HAYE W. HANSEN



Ein Bericht von Hans Bahrs †

Quer durch Nordjütland

Wer je einen Besuch an der äußersten Nordspitze Dänemarks gemacht hat, wo sich die Halbinsel Jütland, 400 Kilometer von der deutsch-dänischen Grenze entfernt, so sehr verengt, daß Nordsee und Ostsee mit ihren den Seeleuten aller Zeiten durch Untiefen und gefährliche Stürme bekannt gewordenen Teilbereichen Skagerrak und Kattegat ineinanderfließen, der wird sich in Skagen und das sich daran anschließende Grenen umschauen wollen. Er wird mit Sicherheit einer drei Kilometer vom Zentrum Skagens entfernten Markierung „Til Sandende Kirke" folgen und am Ende vor der berühmten „Versandeten Kirche" Alt-Skagens stehen. Der Weg dahin führt von einem gutausgeschilderten Parkplatz durch Dünensand bis hin zum immer noch aus dem hoch aufgewehten Sand der Wanderdüne, von der noch im einzelnen zu reden sein wird, aufragenden Turm der alten Skagener Kirche St. Laurentius.

Den Dänen muß die Bedeutung der Geschichte dieses Gotteshauses und der Landschaft, in der sie steht, erst während der letzten Jahre so recht zum Bewußtsein gekommen sein. Es ist nämlich erst zwanzig Jahre her, da standen wir an gleicher Stelle und schauten durch eine Öffnung in das Innere des Turms, der damals noch nicht zugänglich war. Jetzt dürfen Besucher über einige Stufen hinabsteigen und vom steinernen Boden des Turms aus in die Höhe blicken. In einer Ecke lagern Mönchssteine aus Schottland, vielleicht aber auch aus Holland oder Lübeck, so genau weiß man es nicht, die am Ende des 13. Jahrhunderts nach Skagen zum Bau der Kirche St. Laurentius, des Schutzheiligen der Seefahrer, herbeigeschafft wurden. Damals lebten immerhin schon 2000 bis 3000 Einwohner in Skagen inmitten eines blühenden Landwirtschaftsgürtels. Wie wir aus erhaltenen alten Urkunden wissen, war die Kirche ein gotischer Langschiffbau mit Strebepfeilern, Sakristei und Kirchenvorhalle. Über dem Kirchenraum wölbte sich eine prächtige Decke. Das spätgotische Altarbild war durch ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter gesichert. Eine Ziegelsteinmauer schützte den Friedhof. Die St.-Laurentius-Kirche, die die Dänen heute die „gamle kirke" nennen, war das längste Gotteshaus Nordjütlands.

Das Sandtreiben, das von der Westküste ausgeht und seit Jahrhunderten mit beachtlicher Heftigkeit andauert, erreichte 1770 die Kirche von Alt-Skagen. Der Sand hatte bereits in jahrhundertelanger Arbeit vorher die Landwirtschaftsgebiete mit einer dicken Schicht bedeckt und sie unbrauchbar gemacht. 1717 umgab er wie ein Wall die Kirchenmauer und trieb auf den Friedhof über. Am Buß- und Bettag des Jahres 1775 türmte sich der Sand bereits so hoch auf, daß er den Eingang zur Kirche versperrte. Man mußte ständig schaufeln, um überhaupt noch Gottesdienste abhalten zu können. Der aussichtslos gewordene Kampf der Menschen gegen das Vordringen des Sandes wurde 1795 durch einen Beschluß der zuständigen Kreisbehörde beendet. Die Anwohner kapitulierten vor der Gewalt der Natur. Die Kirche wurde abgebrochen. Nur der Turm sollte nach königlicher Verordnung als Seefahrtzeichen erhalten bleiben. 1810 wurde auf einer Auktion das Inventar der Kirche versteigert. Das Material der abgerissenen Kirche findet sich noch heute in vielen Häusern der Hafenstadt Skagen und in dem nach der Aufgabe der St.-Laurentius-Kirche

Das mächtige Gräberfeld aus der Zeit der Wikinger



neuerrichteten Gotteshaus, z.B. zwei Leucht(ein Taufbecken und eine Glocke. Das Kirche schiffchen hängt vermutlich in der Domkirche : Aarhus.

Heute gehen die Wissenschaftler davon au daß sich unter dem im Laufe der Jahre imm höher aufgeschichteten Dünensand der Fu boden, der Taufstein und die Gräber der bede tendsten Bürger Skagens, aber auch noch Res der Grundmauern befinden. Darüber erfährt d Besucher des Turmes nichts, wenn er sich ihm a einem der Sandwege durch die Dünen nähe Wohl aber darf er heute eine enge, dunkle Stei treppe bis zur Höhe des Turms hinaufsteigen, a den Fensterluken in das Land hinausschau und seine Gedanken den weiten Weg zurück die Vergangenheit wandern lassen, als Skag noch inmitten eines breiten fruchtbaren Lan wirtschaftsgebietes lag und die Leute des Son tags in ihre St.-Laurentius-Kirche gingen, um d(um den Schutz und Segen Gottes zu bitten.

Wir aber, die wir die Versandete Kirche b suchten und von der Gewalt der wandernd Dünen nur etwas ahnen konnten, wollten me darüber erfahren und gaben uns Mühe, die St ten in Nordjütland aufzusuchen, die uns v(Schicksal der hier seit langer Zeit siedelnd Menschen und ihrem Kampf mit der Natur me erzählen konnten.

Dabei wurde uns klar, daß der gesan Raum zwischen Raabjervei an der Skagerrakkü unweit Kandestedenes gelegen, etwa in der Mi zwischen den beiden Hafenstädten Hirtshals u Skagen, und Grenen-Skagen, also ein Streifen v mehr als 20 Kilometer Süd-Nord-Länge, v(wandernden Dünensand her beeinflußt wi Hier liegt Dänemarks größtes Natur- und Öd biet mit Dünen, Heide und Anpflanzungen ununterbrochener Folge von der Nord- bis z Ostseeküste. Hier befindet sich auch Dänema bedeutendste natürliche Sehenswürdigkeit, (Wanderdüne Raabjerg Mile, ein unbepflanz Wüstenbereich. Man spricht sehr respektv auch von der „Sahara des Nordens", und in der kommt diesem Vergleich bei näherem Z schauen und Prüfen einige Berechtigung zu.

Wenn man etwas über die Entstehung die Landschaft erfahren will, muß man bis an d Ende der letzten Eiszeit zurückgehen. Die Gl scher haben einst das Gestein der Gebirge, die überdeckten, zerrieben und als Endmorän beim Schmelzen des Eises hinterlassen. Che sche Prozesse haben die Verwitterung der Böd gefördert, Temperaturschwankungen zwisch großer Hitze und starkem Frost immer me Gestein zersprengt. Zurück blieben als Produl der Verwitterung kleine Mineralkörner: Stei Kies, Sand, Schluff und Ton in Korngröße. Dar sind die Steine mit mehr als 20 Millimeter (größten Einzelteile, der Ton mit weniger als 0,(Millimeter am kleinsten. Der Sand liegt zwisch Kies und Schluff mit einer Größe des Korns vo bis 0,063 Millimeter gerade in der Mitte. 90 P zent des Strandsandes besteht aus dem Mine Quarz, das chemisch nicht angegriffen wird u sich sehr fein verteilen läßt.

Ständig arbeitet das Meer an der Verän rung der Küsten Dänemarks. Vorspringer Teile werden abgetragen und vom Wasser weniger bedrohten Abschnitten wieder ab

setzt. Besonders gefährdet ist die Raabjerg Knude, ein 74 Meter steil aufsteigendes Uferstück nahe der Raabjerg Mile, die von hier aus ständig Nachschub an Flugsand erhält. Der Leuchtturm in der Nähe wird von den Dünen genauso hart bedrängt wie die inzwischen aufgegebene Kirche von Marup, die seit 1926 nicht mehr benutzt wird und unter Denkmalschutz steht. Das Dorf selbst wurde bereits vom Flugsand völlig zerstört. Die kleine romanische Kirche ist gerade in ihrer Einfachheit sehenswert und ein lebendiges Zeugnis nordjütischer Kultur. Ein großer Schiffsanker vor der Kirche berichtet von der 1808 hier vor der Küste gestrandeten britischen Fregatte „The Crescent" und macht auch die Gefährlichkeit des Skagerraks mit seinen tückischen Untiefen deutlich. Auch der Leuchtturm wird seit 1907 nicht mehr als solcher benutzt. Statt dessen kann man hier ein sehr interessantes Flugsandmuseum besuchen, das wertvollen Aufschluß über Beschaffenheit und Bewegung des Sandes vermittelt.

Wir erfuhren allerlei über die Bedeutung des Windes beim Transport und der Ablagerung des Sandes. Er wird im wesentlichen am Boden entlang transportiert, denn nur die allerfeinsten Sandteilchen können fliegen. Der Sand ist ständig in Bewegung, sozusagen immer sprungbereit. Das gilt für kleinere Körner, die bei dieser Bewegung den aktiven Teil, also den Sprung, übernehmen. Größere werden angestoßen und rollen über die Oberfläche weiter. Die Windrichtung prägt sich bildlich durch die Anordnung von Sandrippeln aus. Sie sind quer zur gerade vorherrschenden Windrichtung angeordnet und bewegen sich, je nach der Windstärke, rascher oder langsamer voran. Herrscht Sturm, erkennt man die Rippeln nicht mehr. Hindernisse, beispielsweise Grasbüschel, schwächen den Transport des Sandes ab. Er lagert sich dahinter ab. Dauert die Sandzufuhr an, kann sich allmählich eine neue Düne bilden. Die seltenen halbmondförmigen Sicheldünen bilden sich nur bei starkem Wind, der lange andauert. Sie wandern mit dem Rücken zum Wind über den Strand und fallen dem Beobachter durch ihre typische Form rasch auf. Sie werden vor allem an breiten Stränden festgestellt.

Immer wieder spült das Meer Sand an, der dann vom Wind abtransportiert und erst durch den Pflanzenwuchs der Dünen aufgehalten wird. Aber es bilden sich auch in den Küstendünen stets Freiräume, durch die der Wind wie durch Gassen hindurchstoßen kann. Die dadurch entstehende Luftbewegung treibt den Sand weit landeinwärts. Vor dem Ende der Windgasse entsteht eine Sandanhäufung wie ein Bogen. Dann spricht man von einer Bogendüne. Sie dringt landeinwärts vor, wird zur Wanderdüne, die wie ein U aussieht. Ihre langen Schweife bewachsen. Sie werden dadurch beruhigt, aber der eigentliche Bogen treibt mit dem Wind weiter landeinwärts.

Die letzte große Wanderdüne Dänemarks ist die bereits erwähnte Raabjerg Mile. Sie wandert nach Osten in Richtung Skagens Odde jährlich etwa 20 Meter weiter. Wo sie sich fortbewegt, begräbt sie die Landschaft unwiderruflich unter sich im Sand.

Es hat zu allen Zeiten Sandtreiben gegeben, wo der Wind lose Stoffe angreifen und abtransportieren konnte. So auch in Dänemark. Vor mehr als 10 000 Jahren tobten hier starke arktische Stürme. Ihre Spuren sind heute noch in größeren Steinen nachweisbar, die aus der Eiszeit zurückgeblieben sind. Archäologische Gutachter haben aber auch festgestellt, daß aus den Anfängen der Landwirtschaft in diesem Raum vor mehreren tausend Jahren auf den mühsam gerodeten Feldern abermals Voraussetzungen für ein Sandtreiben entstanden sind.

Wir sind den Spuren nachgegangen und haben nördlich von Aalborg das mächtige Gräberfeld aus der Zeit der Wikinger (etwa 500 bis 1000 n. Chr.) bei Lindholm Høje besucht. Es ist frei zugänglich und vermittelt ein eindrucksvolles Bild von der Grabkultur der damaligen Bewohner dieser Landschaft. Die Grabstätte ist von Steinwällen umgeben. Wir erfahren auch Näheres über das Leben der Menschen zu der Zeit selbst. In d
Jahren 1952 bis 1958 wurde dieser Wikingerfri
hof unter maßgeblicher Beteiligung des Nat
nalmuseums Kopenhagen ausgegraben. Es w
den insgesamt 700 Gräber, darunter 650 Brai
gräber, untersucht. Sie sind vielfach in Form v
Schiffen angelegt. Dabei wurde festgestellt, c
sowohl während der Dauer der ständigen N
zung des Friedhofes als auch später Ste
entfernt worden sind. Ihr ursprünglicher Stand
wurde jetzt durch Pflastersteine markiert. Nö
lich vom Gräberfeld hat früher eine Siedlu
gestanden. In der Zeit von 600 bis 900 n. Chr. m
sich hier ein Dorf befunden haben. Das wurde
den Ausgrabungen durch Freilegung von Ha
brandstätten, Brunnen, Schmieden und Web
hütten nachgewiesen. Am Ende der Wikingerz
wurde der Friedhof von einer vier Meter dick



Nationalmuseet, Kopenhagen. Aufnahme E. Oxenstierna

Löwen- und Drachenkopf an einem Pferdekummet von Mammen, Dänemark

Schicht von Flugsand bedeckt. Darüber wurden im 11. Jahrhundert und später neue Siedlungen angelegt. Der Zeitpunkt läßt sich durch Münzfunde ziemlich genau bestimmen. An Ort und Stelle sind außer den Grabstätten und markierten Stellen, die auf ehemalige Häuser aufmerksam machen und deutlich zu erkennen sind, keine Funde mehr zu sehen. Sie befinden sich im Aalborger Museum.

Der aufmerksame Beobachter erkennt beim Rundgang in dem ausgedehnten Gelände Räderspuren eines Ackerwagens, die vor etwa tausend Jahren entstanden sind. Er erfährt aus dem Text einer in der Nähe aufgestellten Hinweistafel, daß um eben diese Zeit ein gewaltiger Sturm das frisch gepflügte Feld eines Bauern mit einer so dicken Sandschicht überzogen hat, daß hier keine Landwirtschaft mehr möglich gewesen ist. Die Räder des Ackerwagens haben auf seiner letzten Fahrt über das Feld tiefe Rinnen gezogen und den herbeigewehten Sand in den Humusboden gedrückt. Der Text auf der Tafel lautet wörtlich: „Die hohen, wellenförmigen Beete sind dadurch entstanden, daß man mehrere Balken, d. h. die vom Pfluge aufgeworfene Erde, zusammenpflügte. Man wollte auf diese Weise teils die Schicht der Muttererde verdicken, teils mit Hilfe der dabei entstandenen Gräben einen Abfluß für das Regenwasser schaffen."

Auch über die Siedlung selbst erfahren wir auf weiteren Tafeln Näheres und können uns durch Nachbildungen von Arbeitsbuden eine Vorstellung von der damaligen Beschaffenheit machen. Die Archäologen haben festgestellt, daß die Siedlung der Wikinger aus größeren Häusern mit ovalem Grundriß im Stabbaustil bestand, wie sie auch in den damaligen Militärlagern Trelleborg auf Seeland, Aggerborg und Fyrhat in Jütland festgestellt worden sind. In der Mitte dieser Häuser gab es Feuerstellen. Auf dem Gelände des Friedhofes wurde auch ein Gehöft mit vier Flügeln, mehreren Nebengebäuden und einem Badehaus entdeckt. Um die großen Holzhäuser herum lagen 20 kleine, in die Erde eingelassene, sogenannte Grubenhäuser, die zum Weben gedient haben. Webegewichte aus Ton weisen das aus.

Die verheerende Wirkung des Sandtreibens auf das Leben der Menschen ist also nicht an die Gegenwart und jüngere Vergangenheit gebunden. Immer wieder stoßen wir bei unseren Fahrten durch Nordjütland auf Zeugnisse der Zerstörung menschlicher Arbeit durch die geballte Gewalt im Zusammenwirken von Wind und Sand. Im 16. und 17. Jahrhundert scheint sich dieses Sandtreiben besonders stark an den dänischen Küsten ausgewirkt zu haben. Es muß Perioden außerordentlich heftiger Stürme gegeben haben, deren Wirkung noch durch unüberlegte Rodungsarbeiten der Bewohner dieser Landstriche verstärkt worden ist. Die schützende Pflanzendecke wurde beseitigt und dadurch die zerstörende Wirkung des Sandes noch begünstigt. Der Pastor der Gemeinden Rubjerg-Marup berichtet im Jahre 1690: „Die Felder in diesen beiden kleinen Gemeinden sind durch das schädliche Sandtreiben in einem jämmerlichen Zustand . . . In jeder Gemeinde ist schon ein Dorf vom Sand verödet worden, und nun ist nicht mehr als ein Dorf in jeder Gemeinde übrig." Schon aus der Zeit kurz nach der Reformation stammen die ersten schriftlichen Berichte in diesem Gebiet über die Schäden, die durch das Sandtreiben angerichtet wurden. Der Pastor von Skallerup schrieb 1690: „Vom Sand sind ganze Dörfer verödet worden, einstig ein Dorf, Aistrup genannt, und jetzt das ganze Dorf Norlev." Flugspuren wie auf dem Friedhof von Lindholm Høje gibt es auch in der Nähe von Norlev nordöstlich der Kirche von Skallerup. Unter einer Flugsandschicht von einem Meter Dicke sind solche Spuren auf der Oberfläche eines alten Ackers aus dem 17. Jahrhundert festgestellt worden. Das Sandtreiben hat viele Orte in der Landschaft Vendsyssel geprägt, die Landschaft verändert und auf die Bebauung eingewirkt.

Immer wieder hat der Sand die Menschen aus den bedrohten Gebieten vertrieben und sie gezwungen, sich anderswo neu anzusiedeln. Nicht selten sind die Dörfer völlig unter dem Treibsand verschüttet worden, und nur herausragende Gebäude wie die Kirchen blieben teilweise noch bis in die Gegenwart erhalten. Wer sie aufsucht, erfährt manches vom Leben der Menschen lange vergangener Zeiten hier. Häufig sind aber auch die vor Jahrhunderten noch erhalten gebliebenen Kirchen inzwischen versunken. Archäologen haben unter großen Mühen ihre Grundrisse rekonstruiert und auch alte Kirchhöfe wieder entdeckt.

Nicht alle Landesteile an der Westküste Nordjütlands, die vor Jahrhunderten vom Sandtreiben betroffen worden sind, haben diesen Zustand beibehalten. Manches konnte wieder



Pferdekummet von Mammen in Dänemark
Zwei Figuren als Taschengötter der jüngsten Heidenzeit

Eine der vielen schönen Haustüren
in dieser Gegend



urbar gemacht werden, aber die mächtig
Inlanddünen zeugen auch heute noch von d
Gewalt des Sandtreibens vor 300 bis 400 Jahre

Die Kirche von Hals wurde bereits um 17
aufgegeben. Man glaubt heute, die Ursache d
heftigen Sandtreibens, das Laeso heimgesuc
hat, im Raubbau des Waldeinschlags gefunden
haben. Holz wurde damals dringend für das Sa
sieden benötigt. Die Menschen zahlten später n
der Zerstörung ihrer Dörfer einen harten Preis f
ihre Gedankenlosigkeit. Die Rubjergkirc
wurde bis zum Jahre 1904 benutzt. Auch
wurde vom Treibsand eingeschlossen. Im jet
gen Rubjerg hat man ein neues Gotteshaus ein
richtet. Über die Marupkirche habe ich bere
berichtet. Auf dem Friedhof, der vom Treibsa
bedroht wird, finden sich markante Schiff
gräber jütischer Seeleute. Im Innern der Kirc
beeindruckt das Modell eines Segelschiffes, d
den Charakter der seemännischen Bevölkeru
dieses Landstriches deutlich versinnbildlicht. E
schlichter Bauernaltar verrät zwar keine gro
Kunst, wohl aber die Frömmigkeit des unbekan
ten Holzbildhauers.

Von der Marupkirche aus beginnt dann ei
eindrucksvolle Wanderung durch das bre
Dünengebiet, das bis an die Steilküste von Ru
jerg Knude heranreicht. Sie bildet den Mitt
punkt des 12 Kilometer langen Kliffs Lonstr
Klint. Dieses ist das Ergebnis der Naturkräfte
letzten Eiszeit. An der Rubjerk Knude lassen si
gut geologische Prozesse dieser Periode nachw
sen. Hier soll nur festgehalten werden, daß si
das heutige Erscheinungsbild Rubjerg Knud
aus den äußeren Kräften ergibt, die auf die schr
gerichteten Schmelzwasserablagerungen einw
ken. Die Ton- und Sandschichten waren einst st
gefroren und wurden zu Schollen zusammen
schoben. Der Wind trägt den losen Sand d
Abhang hinauf und legt ihn oberhalb ab. Dort b
den sich daraus Dünen. Wo der Sand vom Wi
weggeblasen wird, entstehen zwischen d
Tonschollen trichterförmige Schluchten. D
Schmelzwassersand um den Leuchtturm her
hat wegen seiner größeren Fruchtbarkeit üppi
ren Pflanzenwuchs auf seinen Dünen entsteh
lassen als der Strandsand. Das Grundwas
untergräbt den Hang ständig und verursa
Erdrutsche. Das Meer trägt dieses Material f
So rückt das Kliff selbst wieder landeinwärts. S
ren früherer Siedlungen aus dem Altertum
man hier unter dem Flugsand entdeckt. Wenn
reden könnten, wüßten wir sicher vieles gena
über das Leben der Menschen an der Westkü
Nordjütlands und ihren Kampf gegen die Nat
gewalten seit Jahrhunderten.

Der Weg durch den Dünensand zum Leuc
turm ist mühselig. Über Höhen und Tief
immer hart an der Steilküste entlang, erreicht
Wanderer endlich doch das Gelände, auf dem
„Vendsyssel Historisk Museum" Aufnahme
funden hat. Es gibt hier ausgezeichnete In
mationen über die Entstehung der großen D
nengebiete an der Küste Vendsyssels und w
hinein ins Landesinnere. Das vielschicht
Thema „Sand" wird hier vom geologischen u
kulturhistorischen Standpunkt aus behand
Die Ausstellung soll aber auch die Besucher
Dünengebiete auf die Gefahren des Sandtreib
aufmerksam machen und sie so veranlassen, si

umsichtiger zu bewegen und die Anpflanzungen zu schonen.

In früheren Zeiten, als es darüber noch keine oder doch nur sehr unzureichende Aufklärung gab, profitierten die Bewohner der Ansiedlungen an der Westküste Nordjütlands sogar erheblich von den Dünen. Sie beschafften sich hier Dinge des täglichen Bedarfs, beispielsweise Brennmaterial, Futter für ihre Haustiere, Strandhafer für ihre Dächer. Dabei bedachten sie nicht den Schaden, den sie durch die Zerstörung des Pflanzenwuchses in den Dünen anrichteten, wodurch sie das Sandtreiben doch geradezu herausforderten. Ein früher Erlaß König Christians III. macht im Jahre 1539 bereits auf die bedrohliche Lage aufmerksam: „So verbieten wir allen... hiernach am Weststrand Strandhafer zu schneiden und Dächer damit zu decken." Sein Verbot hat keine große Wirkung erzielt. Erst eine aktive Bekämpfung des Sandtreibens durch Erfassen und Angehen der Ursachen brachte viel später einen Wandel.

Das Jahr 1792 gilt als Zeitpunkt der Wende. Versuchte man zunächst noch das Sandtreiben durch Errichtung von Hecken und Reisigzäunen einzudämmen, so erkannte man vom Ende des 18. Jahrhunderts an mehr und mehr den Wert eines systematischen Anbaus von Strandhafer. Er ist eine wirksame Waffe im Kampf gegen den Sand, ist er doch durch viele Eigenschaften: lange Wurzeln, die den Sand binden, gute Verträglichkeit der Trockenheit, des Windes und des Flugsandes, dafür besonders geeignet. Säte man anfangs, als die Erfahrung noch fehlte, Samen, so bildete sich mit der Zeit die Technik der Anpflanzung von Stecklingen heraus, die sich gut bewährt hat. Die dänische Regierung verpflichtete die Bewohner der vom Sandtreiben betroffenen Gebiete, diese Arbeit unentgeltlich zu leisten. Erst seit 1867 werden sie dafür entlohnt. Es wurden auch noch ergänzende Maßnahmen zur Bekämpfung des Sandtreibens nach und nach eingesetzt. So wurde die Sandoberfläche mit Heidekraut, Torf oder Lehm zugedeckt und danach Reisigzäune errichtet. Dennoch blieb die Anpflanzung von Strandhafer am wirksamsten. Den besten Schutz gegen das Sandtreiben bilden Wälder. Als man das erkannt hatte, tauchte die nächste Frage auf: Welche Baumsorten sind am geeignetsten? Seit 1850 hat man hier experimentiert und dabei herausgefunden, daß am wirksamsten die Sitkafichte, die gemeine Kiefer und die Bergkiefer einzusetzen sind. Betrugen die Dünenplantagen Jütlands 1853 nur 12 Hektar, so hat sich die Bewaldung innerhalb von rund hundert Jahren auf mehr als 40 000 Hektar erhöht. In den letzten 30 Jahren dürfte der Waldbestand noch erheblich gewachsen sein. Aber nach wie vor besteht trotz der ungleich besseren Ausrüstung der Menschen die Gefahr des Sandtreibens. Das Meer brandet weiter gegen die Küsten an und schafft neues Material für Verwehungen. Der starke Urlauberverkehr wirkt sich verheerend auf die Dünenanpflanzungen aus. So bekommt der Wind immer wieder Gewalt über den Sand. Der Mensch muß wachsam bleiben.

Wer mit offenen Augen durch die Dünenlandschaft Nordjütlands wandert, wird auch auf das Leben im Sand achtgeben. Wie in der afrikanischen Sahara, so sind auch in dieser Wanderdünenlandschaft erhebliche Temperaturschwan-

„So verbieten wir allen . . .
hiernach Strandhafer zu schneiden"



kungen, im Sommer bis zu 50 Grad, festzustellen. Darauf müssen Tiere und Pflanzen im Sand eingestellt sein. Für die kleinen Tierarten im Sand stellt der Wind eine besondere Gefahr dar. Fliegende Insekten können von ihm weit abgetrieben werden. Aber die Natur ist ihnen zu Hilfe gekommen. Es gibt flügellose und besonders stabil gebaute Insektenarten, die dem Wind trotzen. Der Sandlaufkäfer beginnt erst zu fliegen, wenn eine Lufttemperatur von 30 Grad erreicht ist. Aber auch gegen zu hohe Hitzegrade sind diese Tiere abgesichert. Sie streben einfach in Höhen, wo es kühler ist. Interessant ist auch, wie sich Dünentiere, beispielsweise der Augenfalter, gegen Feinde schützen. Sie vermögen das durch das Bedecken ihrer Vorder- mit den Hinterflügeln, die flach an den Sand angelegt werden und eine Tarnfarbe tragen.

Dürre, Hitze und Sandtreiben schaffen für die Pflanzen der Dünen Probleme. Wie wir schon wissen, eignet sich der Strandhafer durch seine große Anpassungsfähigkeit an die außergewöhnlichen Lebensbedingungen im Sand besonders gut als Dünenpflanze. Nicht einmal das Zudekken mit Flugsand vermag sein kräftiges Wachstum zu hemmen. Auch gegen das Austrocknen schützt sich der Strandhafer. Er rollt einfach seine Blätter der Länge nach mit der Blattoberfläche nach innen zusammen. Dadurch wird die Gefahr der Verdunstung herabgesetzt, denn die Seitenöffnungen bleiben geschützt. So kann die Pflanze eine ganze Düne durchwachsen und ihr Wurzelwerk fest darin verankern. Neben dem Strandhafer muß der Stranddorn erwähnt werden. Die langen waagerechten Wurzeln bilden Schößlinge und wachsen kräftig. Die haarigen Blätter der Pflanze bilden einen wirksamen Schutz gegen das Austrocknen. Auch der Männertreu wirkt mit im Kampf gegen den Treibsand. Seine steifen Blätter mit verhärtetem Zellgewebe haben sich als besonders widerstandsfähig gegen heftigen Wind erwiesen. Die Gefahr der Verdunstung bei großer Trockenheit wird gemindert durch eine blaugrüne Wachsschicht, die die Blätter bedeckt.

Ein gutausgebautes Straßennetz verläuft kreuz und quer durch die Ansiedlungen in der „Sahara des Norden". Manch altes Bauernhaus lädt zum Schauen ein, mächtige Findlinge lassen an die Zeiten denken, da die nordischen Vorfahren der Dänen hier ihre Things abgehalten oder ihre Toten in Hügelgräbern bestattet haben. Im Innern der Kirche in Rabjerg fiel uns das Modell eines Dreimasters besonders auf. Aber auch der schlichte Seitenaltaf erregte unsere Aufmerksamkeit. In der Kirche von Hornum standen wir vor dem Flügelaltar und der geschnitzten Kanzel von 1604. Hier prägt sich die relative Wohlhabenheit gegenüber der Kargheit der Ausstattung in den Dünenkirchen aus.

Ein ganz anderer Gesichtspunkt sollte bei der Betrachtung der Dünen nicht ganz vergessen werden. Die wirtschaftliche Bedeutung nämlich, die der Rohstoff Sand hier seit langer Zeit besitzt. Wir sind immer wieder auf Kiesgruben gestoßen, aus denen Sand, Kies und Steine gefördert wurden. Bei Bau- und Wegearbeiten finden jährlich 30 Millionen Kubikmeter dieser Ausbeute Verwendung. Betonfabriken sind hier nicht selten. Sand findet auch bei der Herstellung von Ziegelsteinen als Magerungsmittel Verwendung. Seit Jahrhunderten bildet Sand für die Glasherstellung den wichtigsten Rohstoff. Schon im 17. Jahrhundert gab es hier Glashütten, die Sand aus der Dünenlandschaft mit besonders angereicherten Eisenverbindungen verarbeiteten. Das Glas wurde damals grünlich gefärbt und war sehr begehrt. Heute wird Sand als Rohstoff für die Herstellung von durchsichtigem Glas aus anderen Ländern, z. B. Belgien, eingeführt. Nur am Rande sei erwähnt, daß man schon im Altertum Sand als Schleifmittel benutzt hat und vor der Erfindung des Löschpapiers auch als Tintenlöscher.

Wer die „Versandete Kirche" in Alt-Skagen besucht, sollte nicht versäumen, Skagen selbst näher kennenzulernen. Mit seiner Landzunge Grenen erstreckt sich dieses weitläufige Stadtgebiet bis an die See hinaus. Sonne, weiße Dün und blaues Meer schaffen hier eine glücklic Atmosphäre unverbrauchter Natur. Dadur gewinnt die Landschaft von Skagen einen unv wechselbaren Reiz und hat seit Jahrhundert immer wieder Künstler angezogen. Besond Maler ziehen sich hier gern in die Einsamk zurück. Sie finden nicht nur ständig wechseln Motive in der Aufeinanderfolge der Jahreszeit und den damit gegebenen Veränderungen in d hier noch weitgehend ursprünglichen Nat Ihnen wird auch die Möglichkeit geboten, ih Kunstwerke einem sachverständigen Publiku vorzustellen, denn Skagen ist berühmt für sei Ausstellungen. Neben privaten Galerien si hier besonders die Museen zu nennen, von den es in der Kleinstadt Skagen allein fünf weith bekannte gibt. Der interessierte Besucher ka



Kopf der Moorleiche von Tollund mit Lederhaube.

sich ausgewählte Gemäldesammlungen aus der wichtigen nordischen Kunstepoche um die Jahrhundertwende anschauen, sich aber auch mit dem Schaffen gegenwärtiger Maler auseinandersetzen. Ein anderes Museum bietet einen Querschnitt durch die Entwicklung der Fischerei aller Zeiten und stellt das Leben der Fischer dar. Über diesem Museum sollte man aber die Wirklichkeit der gegenwärtigen Fischerei nicht vergessen. Der Hafen von Skagen erteilt eindrucksvollen Anschauungsunterricht. Die alten idyllischen Viertel im Fischereihafen, die bunten Fischspeicher und das lebhafte Treiben auf den vielen Schiffen sehr unterschiedlicher Größe der Skagener Fischereiflotte, ein Gewimmel von Touristen aus aller Welt, Händlern und Fischern, die ihren Fang feilbieten, ihre Schiffe wieder seeklar machen oder einfach nur an Deck hocken und mit Freunden nach getanem Tagewerk noch ein wenig plaudern, bietet einen immer wieder neuen Reiz für den stillen Beobachter.

In Skagen wird glaubhaft, welche volkswirtschaftliche Bedeutung der Fischerei hier im Norden Jütlands zukommt. Nicht weit davon entfernt liegt am Skagerrak der Hafen von Hirtshals mit großen Fischhallen, in denen die Auktionen ein Gradmesser für die Konjunktur in diesem Wirtschaftszweig sind. Die internationale Verflechtung der dänischen Seefischerei wird im deutlich wahrnehmbaren Sprachgewirr leicht erkennbar. Die Dänen verfügen ja nicht nur vor den eigenen Küsten über ausgezeichnete Fanggebiete, sie genießen im Zusammenhang mit Island und Grönland auch dort alte Vorzugsrechte für die Fischerei. Von Hirtshals aus wird auch eine Fährverbindung nach Norwegen betrieben, die von vielen Deutschen benutzt wird. Der moderne Hafen wurde 1930 weit ins Meer hinausgebaut. Er hat Hirtshals eine Bedeutung verliehen, die weit über seine verhältnismäßig geringe Einwohnerzahl von etwa 8000 Menschen hinausgeht. Aber auch die Wichtigkeit Skagens im Wirtschaftsleben des Landes ist ja nicht von der Bewohnerzahl (12 000) abhängig. Dieses Gemeinwesen besitzt immerhin schon seit 1413 Stadtrechte, war aber bis zur Jahrhundertwende eigentlich nur durch seinen Leuchtturm allgemein bekannt.

Seefahrt und Seefischerei haben in Dänemark immer einen besonderen Rang besessen. Dazu haben auch die kleineren Häfen ihren Beitrag geleistet, von denen ich hier noch Nibe am Limfjord vorstellen möchte, eine kleine alte Stadt an jenem merkwürdigen Einschnitt, der Jütland von West nach Ost durchschneidet und eine Verbindung von der Nordsee zum Kattegat schafft. Dadurch ist der nördlichste Teil Jütlands praktisch eine Insel. Der Limfjord ist das Ergebnis der Naturkräfte während der letzten Eiszeit. Nibe liegt an der Südseite des schmaleren Limfjordteils. Wer die Stadt Aalborg besucht oder das Wikingergräberfeld von Lindholm Høje, sollte nicht versäumen, auch Nibe kennenzulernen. Die große Zeit der kleinen Stadt mit heute knapp 3000 Einwohnern ist zwar längst vorbei, seit der Heringsfang nicht mehr die wirtschaftlich bedeutsame Rolle spielt wie damals im 16. Jahrhundert, der Blütezeit dieser Stadt, die im 14. Jahrhundert noch ein Fischerdorf war. 1727 bekam Nibe das Stadtrecht. Heute erinnern noch die drei Heringe im Stadtwappen an den einstigen Reichtum, den Nibe aus dem Heringsfang erworben hat. In der Kirche der Stadt kann man das Modell eines Fischerbootes sehen, wie es sie zur Zeit der Heringsfänger hier gab. Die Backsteinkirche aus dem 15. Jahrhundert ist übrigens sehenswert, wenn es auch keine architektonischen Besonderheiten zu bestaunen gibt.

Ein Bummel durch die kleine verträumte Stadt mit den alten schmucken Häuschen lohnt sich immer noch. Einige reichgeschmückte Haustüren gefielen mir besonders gut, aber auch gehäkelte Spitzensternchen statt Gardinen vor manchem Fenster zeugen von dem Fleiß und der Kunstfertigkeit der Bewohner, die während der langen Winterzeit viele Abende daran gearbeitet haben mögen. Neben dem Fischfang haben heute die Freizeitkapitäne im Hafen von Nibe einen festen Platz. Wer gern abseits vom Trubel geschäftiger Städte oder Badeorte seinen Urlaub verlebt, wird in Nibe gastliche Aufnahme finden und sich hier am Limfjord gut erholen können. Wer Genaueres über die fernere Vergangenheit dieser Landschaft erfahren will, kann sich im Museum von Aalborg darüber Aufschluß verschaffen.

Sie sehen, verehrte Leser, der Besuch der Versandeten Kirche in Alt-Skagen sollte dort also nicht enden, sondern, im Gegenteil, Ausgangspunkt für eine ausgedehnte Kreuz- und Querfahrt durch Nordjütland sein mit all den Möglichkeiten, die in diesem Bericht nur angedeutet werden konnten und die jeder Urlauber ganz nach seinen individuellen Möglichkeiten erweitern und erlebnismäßig vertiefen wird.

Beile	Schwerter	Fibeln	Gürteldosen	v. Chr.
				VI 700-500
				V 900-700
				IV 1100-900
				III 1250-1100
				II 1450-1250
				I 1750-1450

Perioden der nordischen Bronzezeit. Einige Leitformen und ihre Wandlung in den Jahrhunderten.

Die Jahreszahlen sind nach der revidierten C 14-Methode erheblich höher als in der Tafel angegeben.

Um Englands Europapolitik

Der britische Premierminister Major will erst die Unterhauswahlen hinter sich gebracht haben, bevor er seinen Landsleuten klarmacht, daß Großbritanniens Souveränität der politischen Union Europas geopfert wird. Im Gegensatz zu den meisten anderen europäischen Ländern gibt es in dem Inselstaat immer noch viele Anti-Europäer, aber auch weitsichtige Nationalisten, die eine Aufgabe ihrer nationalen Souveränität und Währung als Ausverkauf ihres Landes an eine Brüsseler Superbürokratie erkennen, die sie zusammen mit den anderen Nationen unter das Joch einer geplanten Weltdiktatur zwingen will. Die Europa-Parlamentarier wollen alles tun, um Major zu einem Wahlsieg zu verhelfen. Die Verträge über die Europäische Wirtschafts- und Währungsunion und die Politische Union werden solange zurück gestellt. Major hat die Zusage von Helmut Kohl, daß in Europa keine vollendeten Tatsachen geschaffen werden, bis er die Wahlen hinter sich hat. (Der Insider, Pretoria)

Norwegen : Immer noch Verfolgung der "Kollaborateure"?

Am 23. Mai dieses Jahres meldete "Adressavisen Trondheim", daß das Antiquariat von Vidar Wangsmo in Trondheim ein Verzeichnis von 16 000 Namen angeblich schweren Landesverrats Verdächtiger für 2500.- norwegische Kronen verkauft habe.

An wen er die Liste verkauft habe, wer also im Jahre 1991 noch 2500.- Kronen für ein solches Verzeichnis auszugeben bereit war, wollte Wangsmo nicht sagen. Das Verzeichnis trägt das Datum"Oslo, den 21 Mai 1945" und ist handschriftlich unterzeichnet von Andreas Aulie, dem damaligen norwegischen Reichspolizeichef.

Aulie hat damals seinen Polizeidienststellen ausdrücklich eingeschärft ("det innskjerpes") daß diese Liste nur für polizeiliche Nachforschungen in Landesverratsangelegenheiten bestimmt sei und nicht an Unbefugte ausgegeben werden dürfe. Außerdem schreibt die Redaktion von "Adressavisen Trondheim", sie habe ermittelt, daß das Verzeichnis voller Fehler stecke und auf zum Teil unsicheren Grundlagen beruhe.

In dem Zusammenhang ist zu fragen, ob nach heutigem Wissensstand der Begriff "Landesverrat"(Landssvik) für die damalige Lage Norwegens überhaupt anwendbar ist. Das Land stand bei Kriegsbeginn vor der Wahl, ob es in sowjetrussische, angloamerikanische oder deutsche Abhängigkeit geraten werde. Der König und die Regierung entschieden sich bekanntlich für England und gingen dorthin ins Exil.

Vidkun Quisling, der Anfang der zwanziger Jahre als rechte Hand Fridtjof Nansens die Hungersnot in Rußland zu lindern suchte und Jahre vor dem zweiten Weltkrieg norwegischer Kriegsminister gewesen war, kannte den Stalinismus aus eigener nächster Erfahrung, kannte aber auch den Plan Churchills, durch Nordnorwegen hindurch in das schwedische Eisenerzgebiet vorzustoßen. Als Deutschland dieser Aktion um Tage zuvorkam, blieb ihm garnichts anderes als die "Kollaboration". Er wurde dafür in der Festung Akerhus standrechtlich erschossen.
Die norwegischen Freiwilligen, die auf deutscher Seite am Rußlandfeldzug teilnahmen, wollten damit einen sowjetischen Angriff auf ihr Land von Norden her verhindern.

Die Buren-Tragödie

Zum historischen Schicksal der Völker nordischer Rasse gehört auch das der Buren in Südafrika. Sie sind niederländischer Herkunft und - infolge ihrer religiösen Sektenbildung, ähnlich wie die Mennoniten - großenteils rassisch unvermischt geblieben.

Bekanntlich fand die Landnahme der Buren am Kap vor der Einwanderung der Bantu- bzw. Zulustämme statt, die von Norden her kamen. Der eigentliche Gegner der Buren waren ja auch zunächst nicht diese Eingeborenenstämme, sondern Cecil Rhodes, der ganz Afrika für Großbritannien beanspruchte, und dem sie daher ein Dorn im Auge waren.

Die britischen Konzentrationslager, in denen während des Burenkrieges Tausende von Frauen und Kindern verhungerten, sind hinlänglich bekannt. Wenn von "Singularität" gesprochen wird, so darf man sie nicht vergessen.

Trotzdem standen die Buren im ersten Weltkrieg auf englischer Seite, im Unterschied zu den Iren, die in dieser Hinsicht folgerichtiger sich verhielten.

Mit dem Masseneinsatz von Negern im Gold- und Diamantenbergbau begannen die eigentlichen Probleme, die nun, in den neunziger Jahren das tragische Schicksal des Burenvolkes zu besiegeln scheinen. Vielleicht hätte sich diese Entwicklung vermeiden lassen, wenn die Politik der getrennten Entwicklung der weißen und der farbigen Bevölkerung von Anfang an auch auf getrennte Territorien gezielt hätte, mit aller gebotenen Folgerichtigkeit. So aber nahm die Nachgibigkeit der Burenregierung seit der Ermordung Verwoerds gegenüber dem internationalen Druck und gegenüber den Eingeborenen-Organisationen von Jahr zu Jahr zu und ließ eine Situation entstehen, die heute nicht mehr umkehrbar erscheint. Die jahrzehntelangen Erziehungshilfen, die in keiner der ehemaligen britischen oder französischen Kolonien auch nur annähernd Vergleichbares gezeitigt haben und planmäßig auf die Befähigung zur Selbstregierung hinzielten, wirken sich nun gegen den Fortbestand eines Lebensraumes der Buren in Südafrika aus.

D. V.

"Der Spiegel" und die "nordische Seele"

Zum Schluß unserer Chronik noch etwas Erheiterndes:

In der Rubrik "SPORT" berichte "Der Spiegel" (4/1991) über eine amerikanische Fernseh-Aufnahme in Kitzbühel mit jungen, norwegischen Ski-Abfahrtsläufern. Man glaubt, nicht den Spiegel in der Hand zu haben, wenn man da liest:

"Großgewachsene, blonde Jungmänner mit blauen Augen und roten Wangen.... beschreiben ihre Empfindungen, wenn sie mit 130 Stundenkilometern vereiste Steilhänge hinabstürzen. Fasziniert beobachtet der amerikanische TV-Reporter, wie Atle Skaardal, 24, diese Mutprobe lächelnd herunterspielt. Angst kenne er nicht, versichert der Star der Abfahrtscrew lächelnd, die Schußfahrt auf zwei Brettern versetze ihn eher in einen Rauschzustand...." Unwillkürlich erinnert man sich an die nächtlichen Fjell-Abfahrten des jungen Fridtjof Nansen in seiner Schülerzeit.

Doch weiter der "Spiegel":

"Fern der Heimat haben die Norweger eine mannschaftliche Geschlossenheit entwickelt, die in diesem Individualsport selbst Experten verblüfft..." und schließlich heißt es da sogar: "Alle günstigen Begleitumstände... würden freilich nichts nützen, wenn nicht ein Faktor noch hinzukäme: die nordische Seele."

Rassismus der übelsten Sorte! Und das im "Spiegel"!

BUCHBESPRECHUNG

Reizwort Rasse

Bekanntlich fällt bei den meisten Bewohnern der Bundesrepublik automatisch eine Klappe, sobald irgendwo das Wort "Rasse" auftaucht. Sie sind dann nicht mehr ansprechbar und zu einer sachlichen Erörterung weder willens noch fähig. Wer unvorsichtiger Weise das verhängnisvolle Wort hat vernehmen lassen, muß froh sein, wenn er ohne Schläge davonkommt.

Will man diesen beschämenden Zustand ebenso weit verbreiteter wie fortgeschrittener Verblödung ändern, so darf man also nicht mit der Tür ins Haus fallen und schon garnicht die Rassenfrage mit nationalen Gesichtspunkten vermengen. Sonst verprellt man die Leserschaft, die man zum Nachdenken bringen will, von vorneherein und erreicht garnichts.

Die gesamte Biologie als Fachwissenschaft ist ja bereits verfemt, weil sie sich um den Rassenbegriff nicht herumdrücken kann. "Biologismus" ist ebenso zum Schimpfwort geworden wie "Rassismus" und ruft dieselben unsäglich törichten, feindseligen Reaktionen hervor.

Aus diesem Grunde halte ich Ney's Einführungskapitel für methodisch verfehlt. Er unterschätzt offenbar den Grad und die Verbreitung der allgemeinen Hysterie seinem Thema gegenüber. Es werden nach dieser Einführung nur diejenigen weiterlesen, die ohnehin Bescheid wissen und der Aufklärung nicht mehr bedürfen.

Um so tief eingefressene Vorurteile Schicht für Schicht abzubauen, müßte man sehr behutsam vorgehen. Da sie längst in die emotionale Schicht, also ins Unterbewußtsein eingedrungen sind, kann man ihnen nicht mehr mit rationalen Argumenten beikommen. Verschüttete Instinkte lassen sich ohnehin nicht durch Überlegungen des Verstandes ersetzen. Das gilt auch für den Art-Instinkt, das Gefühl für die artgemäße Wesenheit. Man kann nur versuchen, seine Reste, soweit noch nicht gänzlich erstickt, vorsichtig freizulegen, etwa indem man das Schönheitsempfinden anspricht, das zum Teil unterschwellig noch erhalten ist.

Sobald man beginnt, wissenschaftlich, biologisch zu argumentieren, hat man das ganze Gewicht eines halben Jahrhunderts der Umerziehung, das heißt der fortgesetzten psychologischen Kriegführung gegen sich. Spricht man vom Erbe, so stößt man auf das Dogma des Historischen Materialismus, der Mensch sei das Produkt seiner Umgebung (Milieutheorie), das in liberalen Kreisen ebenso verbreitet ist wie in marxistischen. Weist man auf die Schönheit bewußt gezüchteter Rassenhunde oder beispielsweise Trakehnerpferde hin, so heißt es, Zucht widerspreche der Menschenwürde, denn der homo sapiens sei ein Geistwesen und als solches den Naturgesetzen nicht unterworfen.

Genau hier, in dem künstlichen Gegensatz von "Geist" und Natur liegt der eigentlich kritische Punkt der Rassendiskussion. Auf dieses Zentralthema geht Ney in seinem Buch zu wenig, wenn überhaupt ein. Er betont zwar wiederholt, daß auch Intelligenz, Gemüt und Charakter des Menschen durch das Rassenerbe bestimmt seien. Aber er sagt nicht, warum, weil eben der Mensch <u>als Ganzes</u> ein Naturwesen ist, oder, anders ausgedrückt, weil die <u>allumfassende</u> Natur selbstverständlich auch Geist und Seele aller Lebewesen, einschließlich des Menschen, umschließt.

Eine weitere Schwäche der Ney'schen Arbeit und ein Hindernis für ihre Verwendbarkeit sehe ich darin, daß die Bedeutung der rassischen Verschiedenheit zu sehr aus nationaler Sicht behandelt wird. Die Verquickung von Rassen-

kunde und Nationalismus, in diesem Falle deutschem Nationalismus, liefert Wasser auf die Mühlen des Gegners, wird auch der übernationalen Bedeutung der Rassen nicht gerecht.*) Ney hat zwar mit dankenswerter Gründlichkeit die Jahrzehntausende währende Enstehung einer Rasse dargelegt, aber sein Versuch, auch die Völker biologisch zu definieren, kann nicht gelingen. Ein Volk ist eben nicht die Fixierung eines bestimmten Mischungsgrades zweier oder mehrerer Rassen, sondern eine - im Vergleich zur Rasse - sehr kurzlebige historische Gewordenheit, weitgehend menschlicher Willkür unterworfen, während Rasse eine schicksalhafte Gegebenheit, ein Naturereignis ist. Das ist ein ganz entscheidender Unterschied. Infolge der wiederholten Gleichsetzung von Rasse und Volk wirken Ney's Darlegungen stellenweise verschwommen, einer Verdeutlichung des Rassebegriffs eher abträglich.

Ney's Feststellung, Rassen seien "veränderliche Erscheinungen", bezieht sich auf die Jahrtausende, in denen die Wechselwirkung von Mutationen und Anpassung wirksam werden kann. Für unsere Gegenwart und das Leben der Kinder- und Enkelgeneration sind die Rassen Gegebenheiten und Orientierungsmarken. Nur durch Rassenmischung sind sie kurzfristig zu zerstören, und das ist ja auch bereits sehr weitgehend geschehen. Auf diese unmittelbare Gefahr weist Ney in seinem Buch mit allem Nachdruck hin. Nur läßt sie sich durch Aufklärung allein kaum aus der Welt schaffen. Auch erscheint mir der Begriff "Mischrasse", den Ney den "echten" Rassen gegenüberstellt, nicht folgerichtig. Da wären ja dann bereits Zerfallsprodukte ohne Aussicht auf Fortdauer.

Warum der Autor in diesem Zusammenhang die fälische Rasse nicht als echte Rasse gelten lassen will, vermag ich nicht einzusehen. Wenn er doch zuvor die Guanchen auf den Kanarischen Inseln als Nachkommen der Cromagnonrasse gelten läßt, warum gesteht er diese Herkunft nicht auch der fälischen Rasse zu, die Ludwig Ferdinand Clauß so überzeugend als "Beharrungsmenschen" beschrieben hat, und die vermutlich als die eigentlichen Träger der Megalithkultur anzusehen ist ? **)

In einem besonderen Kapitel (B4) widerlegt Ney die Möglichkeit einer Rassen"integration" und beruft sich dabei vor allem auf Ardrey. Wichtigstes Argument dabei ist die Bindung einer Rasse an das Territorium, an dessen Lebensbedingungen sie sich bei ihrer Entstehung angepaßt hat, und das nicht beliebig austauschbar ist. Doch wendet der Verfasser denselben Gesichtspunkt dann auf die Begegnung von Völkern an, und da wird die Darstellung eben unscharf und stimmt nicht mehr.

Zielstrebige Rassenpolitik im Sinne einer Einflußnahme auf die Gattenwahl lehnt Ney entschieden ab. Das sei "Manipulation", sei "unmenschlich, gesetzwidrig und widerlich" (Seite 58, Mitte). Er bezieht diese Verurteilung zwar auf die gegenwärtige Propaganda, die den jungen Leuten fremdrassige Partner schmackhaft machen will, übersieht aber, daß mit denselben Argumenten auch die Empfehlung arteigner Partnerwahl verteufelt werden kann, damit zum Beispiel der "Nordische Gedanke" im Sinne von Hans F.K.Günther.
In einem geschichtlichen Abriß (C1) schildert er die planmäßige Rassenausrottung der Kolonialmächte, insbesondere der USA, gegenüber Negersklaven und Indianern in aller gebotenen Schärfe. Auch auf die gegenwärtigen Probleme dieser Art im pazifischen Raum, in Australien, in Südafrika und Palästina geht er ein.

Der nordischen Rasse, ihrer Entstehung, ihrer Geschichte und ihrem ferneren Schicksal ist ein eigenes Kapitel gewidmet (C3). Ney vertritt die Hypothese, daß sie sich vor etwa 35 000 Jahren an der Nord- und Ostsee zu entwickeln begann, "mitten in der Würm-Eiszeit"(Seite 102), gibt aber zu, daß wir über die ersten

"gut 20 000 Jahre" dieser Entwicklung im nordischen Isolationsraum "leider garnichts wissen". Nach dem Abschmelzen des Würm-Eises vom europäischen Festland könnten möglicherweise die ersten Abwanderungen aus diesem Isolat begonnen haben.

Die Herkunft der sogenannten "Streitaxtleute" aus dem südrussischen Gebiet der großen Kurgan-Grabhügel (nördlich des Schwarzen Meeres) bezieht Ney nicht in das nordische Isolat ein. Demnach würden sie nicht zur nordischen Rasse, die sich ja in diesem Isolat gebildet hat, gehören können. Das widerspricht der bisherigen Annahme, daß diese Streitaxtleute, die zugleich Schnurkeramik, Pferd und Steinkistengrab mitbrachten, das eigentlich nordrassische Element gewesen seien.

Die Kelten hingegen zählt Ney ausdrücklich zur nordischen Rasse. Sie seien erst mit der beginnenden Eisenzeit nach Westen, Süden und Osten abgewandert und schließlich infolge vielfacher Rassenmischung zugrunde gegangen.

Am Ende dieses historischen Kapitels wertet der Autor Armin den Cherusker und seinen Sieg über die Römer als "die Stunde Null der deutschen Geschichte und gleichzeitig den Höhepunkt der germanischen Geschichte und der Geschichte der nordischen Rasse". Er schreibt sogar:"Die geschichtliche Tat Armins ist der Knotenpunkt der Weltgeschichte." (Seite 113.) Mit derart überzogenen Urteilen kann das "Reizwort Rasse" nur noch aufreizender gemacht werden. Dem Gegner werden sehr wirksame Stichworte an die Hand gegeben.

Brauchbar dagegen sind sachliche Feststellungen wie etwa der Satz: "Rassen sind der Ausdruck der vollendeten Anpassung der Lebewesen an ihre Umwelt." Wenig hilfreich, weil nicht zum Thema gehörend, sind Seitenhiebe auf die "Preisgabe der deutschen Ostgebiete" oder den "von Kanzler Kohl betriebenen Ersatz unseres Nationalstolzes durch seinen 'Europa-Patriotismus'".(Seite 127)

Da macht sich wieder dieses Durcheinanderwerfen von Rassenproblematik und Nationalismus breit, als könne nicht auch eine Europapolitik unter rassischen Gesichtspunkten gesehen werden.

Richtig ist abschließend die Feststellung, daß zur Zeit ein ausgesprochener Rassenhaß gegen die eigene Rasse mit dem Ziel ihrer Zerstörung geschürt wird.

Dieter Vollmer

Johennes P. Ney, Reizwort Rasse,
Tübingen (Grabert) 1991, 160 Seiten

---

*) Dieter Vollmer, das größere Vaterland, Heidelberg 1974

**) Ludwig Ferdinand Clauß, Rasse und Seele, München (Lehmanns Verl.), 1933

Fünfzig Mumien

In Nordchina entdeckt

Chinesische Archäologen haben in der Provinz Xinjiang im Nordwesten der Volksrepublik China fünfzig Mumien entdeckt, die mindestens 3000 Jahre alt sind. Wie die amtliche Nachrichtenagentur „Neues China" berichtete, wurden die gut erhaltenen Mumien nahe der Stadt Hami in ein bis zwei Meter Tiefe unter der Erdoberfläche ausgegraben. Sie sind nicht mongolischer Rasse, sondern haben hervorstehende Nasen, flache Backenknochen und blonde oder braune Haare, die am Hinterkopf in Knoten gebunden sind. Die Kleidung ist hervorragend erhalten ebenso wie die Lederschuhe und die Hüte aus Pelz, Wolle und Filz. Vor sieben Jahren waren an der gleichen Stelle bereits drei Mumien entdeckt worden. Die Mumien aus dem ersten Jahrtausend v.Chr. sind nach Ansicht der Archäologen wegen des heißen und trockenen Klimas in Xinjiang besonders gut erhalten. AFP

FAZ, 3.9.1986

Rückblick auf die erste Hetendorfer Tagungswoche

Die Tagung begann mit dem Vortrag von Hans-Jürgen Evert zu den deutschen Ostgebieten; er zeigte, daß die Rechtslage unverändert ist, und Ostdeutschland auch wegen der dort noch lebenden Deutschen eine Aufgabe für uns ist. Vieles verfällt und ist verwahrlost, nachdem die Deutschen ausgerottet oder vertrieben wurden.
Jürgen Rieger zeigte in "Bevölkerungspolitik für Deutschland" die beiden großen Gefahren auf, die unser volk bedrohen: einmal der Geburtenrückgang (niedrigste Geburtenrate der Welt), zum anderen das Einströmen von Fremden. Unsere Bevölkerungszusammensetzung wird dadurch vollständig geändert, und zwar schon in wenigen Jahrzehnten. Es muß deshalb Aufgabe einer verantwortungsvollen Politik sein, den Volkstod zu stoppen. Erfreulich ist lediglich die Rückkehr von Volksdeutschen aus Osteuropa, die größtenteils auch noch sehr kinderreich sind.
Einer der Höhepunkte der Tagungswoche war der Lichtbildervortrag von Harry Radegeis über "Kultstätten in Europa". Er hatte meisterhafte Aufnahmen von heiligen Bergen, Steinen, Bäumen geschossen, oftmals auch in einer Beleuchtung oder Wolkenbildung, die die Teilnehmer begeisterte Anerkennung spenden ließ. Es wäre schön, viele dieser Aufnahmen in einem Bildband vereinigt zu sehen.
Der nächste Tag brachte dann zunächst die beiden Vorträge von Gerhard Elert (Die Slawen waren heidnische Germanen) und von Dieter Sommerfeld (Die Slawen waren nie Germanen). Mehr Argumente für seine These brachte Dieter Sommerfeld; wenn es wie bei "Pro + Contra" vor und nach den beiden Vorträgen Abstimmungen gegeben hätte, wäre die Bilanz wohl zu seinen Gunsten ausgefallen. In der Aussprache prallten die beiden gegensätzlichen Auffassungen noch einmal hart aufeinander; ein Ausgleich zwischen beiden Lagern ließ sich nicht erreichen, aber das war auch nicht zu erwarten. Der Vormittag hat vielen jedenfalls neue Anregungen gegeben, und gerade die Darstellung unterschiedlicher Standpunkte führt zum Fortschritt, nicht immer nur die Wiederholung dessen, was man schon kennt.
Ursula Beyrich stellte mit schönen Lichtbildern die germanische Insel Bornholm vor und schilderte die Grundzüge der Naturreligion der Indianer, beides in recht temperamentvoller Weise. Die Nähe mancher naturreligiöser Vorstellungen der Indianer zu derjenigen unserer heidnischen Vorfahren wurde deutlich.
Helmut Malitz legte kenntnisreich die Geburtenentwicklung in Deutschland unter Heranziehung zahlreicher Quellen dar. Er wies darauf hin, daß die Zeit zum Handeln überfällig sei. Imke Thomas brachte uns in "Deutschlands Mitte" die neuen Bundesländer näher; da die Wiedervereinigung von den Politikern in der BRD nicht ernsthaft angestrebt worden war, ist die Kenntnis über diese Teile Deutschlands im Westen gering, so daß dieser Nachhilfeunterricht sehr wertvoll war.
An diesen wie auch an anderen Tagen ließ Gerhard Hennig das Tanzbein schwingen; der Volkstanz wurde auch Anfängern und Älteren durch ihn kenntnisreich beigebracht und bekannte Tänze gern getanzt.
Wolfgang Juchems Vorträge über die deutsche Frage nach der erzwungenen kleindeutschen Lösung des 03. Oktober 1990 und über die Hintergründe und Auswirkungen des Golf-Krieges sowie seine Parallelen zum zweiten Weltkrieg waren zwei weitere Höhepunkte der Tagungswoche. Mit großem Sachverstand wurde dargelegt, wie hinter den Kulissen Druck und Zwang ausgeübt wurde, getäuscht wurde, so daß gewünschte Ergebnisse erzielt wurden. Hans-Jürgen Evert ergänzte die Ausführungen mit seinem Vortrag "Politik mit Mitteleuropa - drei Supermächte handeln auftragsgemäß". Adolf Fröhlich brachte uns Landschaft, Baugeschichte und Menschen des Libanons dar. Unser

gemeinsames Singen entspannte uns und machte uns bereit für die Abendveranstaltung von Herrn Schultz über rechtes Marketing. Er legte dar, welche Fehler bei der Darstellung unserer Ideen gemacht werden, und wie die eigenen Ziele besser angesteuert werden können. Dabei bezog er den ganzen Kreis aktiv mit ein, so daß wir noch lange zusammensaßen.
Die Besichtigungsfahrt führte uns zu verschiedenen Hügelgräbern in der Umgebung. Karl Bassler zeigte uns dann, was bei aller Freude über die Wiederveinigung an Fehlern nach dem 03.10.1990 gemacht wurden, wodurch in Mitteldeutschland sehr schnell eine Ernüchterung eintrat.
Am nächsten Tag legte er dar, welche Verkommenheit in der deutschen Politik heutzutage eingerissen hat; Korruption und Volksverrat sind allgemein verbreitet.
Udo Walendy legte dar, daß sich die Fronten umgekehrt haben: Während früher Laien den etablierten Fachgelehrten widersprachen, greift heute das Institut für Zeitgeschichte zur Stützung seiner Thesen gegen revisionistische Gutachten auf Behauptungen von Laien zurück. Der Revisionismus dringt vor.
Walter Drees legte dar, daß nur unter Erkenntnis unseren biologischen Erbes und unserer bäuerlichen Geschichte ein lebensrichtiges Menschenbild gewonnen werden kann, das unserem Wesen entspricht.
Frank Rennecke begeisterte mit seinen Liedern die Gemeinschaft. Die geforderten Zugaben zeigten, wie wir gepackt waren.
Wer meint, daß in der Bundesrepublik freie Meinungsäußerung auf allen Gebieten möglich ist, wurde durch den Vortrag von Jürgen Rieger eines anderen belehrt: Es gibt zahlreiche Einschränkungen. Kritik am Christentum ist allerdings zunehmend mehr möglich; das Reichsgericht zu Kaisers Zeiten war da noch sehr streng. Dafür ist die Meinungsfreiheit bei zeitgeschichtlichen Fragen zunehmend eingeschränkt worden.
Gerhard Seifert betonte in der Tradition des deutschen Idealismus die geistigen Voraussetzungen einer Wiedergeburt.
Hans-Jürgen Evert legte dar, daß einiges dafür spricht, daß die germanischen Stämme um die Zeitenwende herum in gegenseitiger Abstimmung gegen das römische Imperium Krieg geführt habe.
Der fröhliche Abend gelang mit Volkstanz, Singen für die Tänzer und Nichttänzer und eigenen Beiträgen der Teilnehmer, wobei die Slawen-Frage von Dieter Sommerfeld noch einmal humoristisch verarbeitet wurde, mit einem herumgefahrenen Papst, der außer "Heiden kann ich nicht leiden" nichts von sich gab.
Die anschließend erfolgte Sonnwendfeier mit Lied, Spruch und Rede bildete einen eindrucksvollen Abschluß dieses Abends. Ein Schwede, der mit seiner Gattin bei uns war, sagte, um eine richtige nordische Sonnwendfeier zu erleben, habe er nach Hetendorf kommen müssen, und wenn er dies vorher gewußt hätte, wäre er mit zehn weiteren Schweden gekommen.
Imke Thomas legte in gewohnter Souveränität in "Die Kinderstube des Volkes" dar, welche Bedeutung Mutter, Kind und Erziehung in unserem Weltbild haben. Hans Fischer zeigte, daß in vielen Märchen ein tiefer mythologischer Sinn steckt, ein Schatz, der gehoben werden muß.
Bernhard Bühler erläuterte, wie in der deutschen Romantik Religion und nationale Identität miteinander verknüpft werden; erinnert sei an das Wort von Ernst Moritz Arndt: "Ein Volk zu sein, ist die Religion unserer Zeit".
Wolf Fachmann hatte die schönsten Bilder, die in mehreren Jahr-

zehnten an den Externsteinen entstanden sind, zusammengestellt und zeigte, welche Veränderungen in der Natur und an den Steinen vorgenommen worden waren und welche Ergebnisse die jüngeren Forschungen gehabt haben.
Sepp Biber würdigte in einer ergreifenden Morgenfeier die auf unserer Seite im letzten Kriege gefallenen Soldaten. Nicht weniger packend war der anschließende Vortrag von Hermann Thiele über Giordano Bruno, der der bewegende Abschluß dieser ereignisreichen neun Tage war.
Trotz des sehr gemischten Wetters waren sich die Teilnehmer einig: Es war eine erfüllte und gelungene Tagung und man wird gerne wieder kommen.
1992 findet die Hetendorfer Tagungswoche vom 13.06. bis 21.06. statt.

J.R.

An
Nordischer Ring e.V.
Postfach 53o4o8
D-2ooo HAmburg 53

Datum:

(zutreffendes bitte ankreuzen)

O Ich möchte mehr von Ihnen erfahren und bitte um Zusendung Ihres Vorstellungsblattes.

O Ich möchte Mitglied des Nordischen Ringes werden und zahle nach Aufnahme ein Prozent meines Nettoeinkommens als Mitgliedsbeitrag. Hierfür erhalte ich kostenlos alle vom Nordischen Ring herausgegebenen Veröffentlichungen.

O Ich möchte nur Bezieher der "Nordischen Zeitung" werden (Jahresbezugspreis DM lo,- einschl. Porto und Versand).

O Ich möchte Heft 1 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Dieter Vollmer: Das größere Vaterland, DM 3,-)

O Ich möchte Heft 2 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Gedichte und Erzählungen zur Weihnachtszeit, DM 5,-)

O Ich möchte Heft 3 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Henning Fikentscher: Die Bogennische der Höhlenkammer im Felsen II am Externstein, DM 5,-)

....
Nachname Vorname

....
Anschrift

....
Unterschrift



NORDISCHE ZUKUNFT erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom NORDISCHEN RING e.v., Postfach 530408, 2000 Hamburg 53, Postscheckkonto: Hamburg 496 88-200 (BLZ 200 100 20).
Druck: Eigendruck. ViSdP: Jürgen Rieger, 2ooo Hamburg 55

Mitglieder und Förderer des Nordischen Ringes erhalten die Nordische Zukunft kostenlos geliefert. Bei Nachbestellungen gegen Vorkasse: 1 Ex. DM 2,50, 5 Ex. DM 10,-, 10 Ex. DM 15,--.